

# Bayerns *Beste*

KULTUR // KUNST // WISSENSCHAFT

Ein Magazin von *aviso* und E.ON Bayern

Edition

02

Herausragende  
Persönlichkeiten und  
besondere Leistungen aus  
allen Bereichen der bayerischen  
Kultur, Kunst und Wissenschaft  
stehen im Mittelpunkt von Bayerns  
Beste, einer Sonderausgabe von *aviso*  
und E.ON Bayern. *aviso*, Zeitschrift für  
Wissenschaft und Kunst in Bayern, wird  
vom Bayerischen Staatsministerium für  
Wissenschaft, Forschung und Kunst  
herausgegeben. E.ON Bayern hat den  
Kulturpreis Bayern ins Leben gerufen,  
der profilierte Künstler und  
exzellente Nachwuchswissenschaftler  
aus allen Regionen  
des Landes fördert.



Wan Xiang, 25 – eine Chinesin sieht Bayern

Wan Xiang kam vor drei Jahren an die Akademie der Bildenden Künste nach Nürnberg. Zuvor absolvierte sie ein vierjähriges Grafik-Design-Studium in WuXi im Südosten Chinas. Mehr auf Seite 63.

**K**ultur hat viele Seiten. Entsprechend vielseitig ist die Bedeutung, die Kultur für den Einzelnen haben kann. Aber eines ist unbestritten: Jeder kommt mit Kultur in Berührung – gezielt oder zufällig, bewusst oder unbewusst, als Betrachter, in Form kultureller Identität, durch Brauchtum oder Traditionen. Im Einzelfall ist die Frage nach kultureller Bedeutung eine Frage der Perspektive. In Ganzheit ist die Frage nach der Bedeutung kulturellen Lebens eine Frage von gesellschaftlicher Tragweite.

Deshalb setzen wir uns mit Kultur auseinander: weil sie bedeutend für alle ist. Und wir tun das seit vielen Jahrzehnten. So vielfältig Kultur als Dachbegriff für künstlerische Leistungen, für historische Entwicklungen oder für regionale Identitäten ist, so vielfältig sind die Möglichkeiten kulturellen Engagements. Wir haben intensiv darüber nachgedacht, wo wir als Unternehmen am wirkungsvollsten zum kulturellen Leben in Bayern beitragen können. Wir haben uns entschieden, dort zu fördern, wo Kultur trotz aller Facetten ihren Ursprung findet – in Menschen, die ihre herausragenden Fähigkeiten dazu nutzen, Besonderes zu erhalten, Besonderes zu schaffen und kulturelle Errungenschaften zu pflegen: in der Musik, in der Literatur, auf der Bühne, in der Architektur, in der Bildenden Kunst, aber auch in der Wissenschaft.

Unser Kulturpreis Bayern ist eine Auszeichnung für diese Persönlichkeiten. Unsere Preisträger stehen stellvertretend für die Vielzahl an Menschen, die für Kunst und Kultur in den Regionen, für die Traditionen unserer Heimat und für den Rohstoff Geist steht, der neben kultureller Identität unser „größtes Pfund“ in einem globalen Wettbewerb ist.

Unser Engagement verstehen wir weniger als sogenanntes Kultursponsoring, sondern mehr als aktiven Beitrag zur Pflege unserer Kultur. Denn diese steht in hohem Maße für die Besonderheit Bayerns. Allein könnten wir diese Aufgabe nicht stemmen. Deshalb danke ich dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst und den bayerischen Bezirken herzlich für die Partnerschaft und für die Unterstützung.

Thomas Barth




Thomas Barth, Vorsitzender des Vorstands der E.ON Bayern AG

*„Unser Engagement verstehen wir als aktiven Beitrag zur Pflege unserer Kultur. Denn diese steht in hohem Maße für die Besonderheit Bayerns.“*



# INHALT

06

## GLYPTOTHEK ETSDORF

Der Künstler Wilhelm Koch aus Amberg will in seiner Heimat mit Hilfe seiner Mitbürger eine Glyptothek aus Beton als neues Wahrzeichen bauen.



12

## MISTER PASSION

Als Leiter der 41. Passionsspiele in Oberammergau bereitet sich Regisseur Christian Stückl auf eine „große Arbeit“ vor.



20

## FREIRAUM

Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, über das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft.



22

## IM AUFWIND

Die Geisteswissenschaften entwickeln neues Selbstbewusstsein – ein Beitrag von Prof. Dr. Peter Strohschneider, Vorsitzender des Wissenschaftsrats.



26

## NEUES AUS DEN GEISTESWISSENSCHAFTEN

Das internationale Forschungskolleg der Uni Erlangen-Nürnberg „Schicksal, Freiheit und Prognose“ und weitere Projekte an bayerischen Universitäten.



28

## EINBLICK

Friederike Girst, Professorin für Grafik-Design an der Akademie für Bildende Künste Nürnberg, fasziniert die Arbeit mit jungen Kreativen.



## IMPRESSUM

**Herausgeber:** E.ON Bayern AG in Zusammenarbeit mit aviso; verantwortl. Toni Schmid (aviso), Maximilian Zängl (E.ON Bayern AG), [www.stmwfk.bayern.de/aviso](http://www.stmwfk.bayern.de/aviso); [www.eon-bayern.com](http://www.eon-bayern.com) // **Redaktion:** Toni Schmid (aviso), Maximilian Zängl (E.ON Bayern AG), in Zusammenarbeit mit Dr. Eva Caspers, Harald Burghardt, Zahl + Zeichen Agentur für Corporate Communications - Trurnit Gruppe, München, [www.trurnit.de](http://www.trurnit.de) // E-Mail Redaktion: [Reiner.Kolloch@eon-bayern.com](mailto:Reiner.Kolloch@eon-bayern.com) // Redaktionsschluss: 15. September 2009 // **Konzept, Art Direction:** Harald Burghardt // **Layout, Satz:** Zahl + Zeichen, Tino Nitschke, Trurnit Gruppe, Jennifer Kalisch, // **Fotografie:** Ekkehard Winkler S. 12-15, 19 (2), 22-27, 28-31, 34-35 (2), 39 u.(3), 41 re.(1), 57 (1) | Ewa Wisnierska S. 32/33, 34-35 (4) 63 u. | Harald Burghardt S. 7 u. (1), 8 u.(1), 18 (3),



### DIE ZUKUNFT WARTET

Studenten des Lehrgangs Grafik-Design an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg stellen sich und ihre Arbeit vor.

32



### INTUITION UND INTELLEKT

Ana Chumachenko, Professorin für Violine an der Musikhochschule München, im Gespräch über Musikpädagogik und Wunderkinder.

36



### HAUS OHNE BÜCHER

Nefvel Cumart – ein Dichter zwischen den Welten auf der Suche nach den Triebkräften seines Schaffens.

42



### CHINESEN IN BAYERN

Seit vier Jahrhunderten bestehen zwischen China und Bayern enge Kontakte – Lina Chen analysiert Verhaltens- und Kommunikationsmuster.

50



### SCHO SCHEE

Die bayerische Kultband „Haindling“ in China – Hans-Jürgen Buchner schildert seine persönlichen Eindrücke.

54



### WIR SCHLEICHEN UNS INS LEBEN

Franz Xaver Gernstl unterwegs im roten VW-Bus: Gedanken über die Menschen und seine Meinung über Niederbayern, Oberpfälzer und Franken.

58

*„Wissenschaft und Forschung sichern die Zukunft des Landes ... Auf der anderen Seite ist es aber auch so, dass die Kunst die Basis für eine erfolgreiche Wissenschaft und Forschung in Bayern ist. Warum? Man wird ohne gute Kunst auch keine guten Wissenschaftler nach Bayern holen können.“*

*Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst*





Etsdorf liegt in einer weiten, flachen Mulde inmitten von Wiesen und Äckern – dahinter die Südflanke des Naabgebirges, eines Ausläufers des Oberpfälzer Waldes. Wilhelm Koch, Grafiker und Bildhauer, geht gern hinauf, auf „seinen“ Alten Berg am südlichen Ortsrand von Etsdorf. Genau hier, auf diese Anhöhe, soll sie hin, die Glyptothek; eine Art Akropolis aus Beton, die der Künstler in seinem Geburtsort mit Hilfe seiner Mitbürger bauen will. Das Modell des Aphaia-Tempels auf Ägina, ausgestellt in der Glyptothek am Münchner Königsplatz, hat ihn zum Projekt eines modernen griechischen Tempels inspiriert. Fast ein Jahrzehnt arbeitet er bereits an dessen Umsetzung. Der Rückhalt in seiner Gemeinde ist groß, der Bebauungsplan

inzwischen abgesegnet und viele Etsdorfer freuen sich schon darauf, dass sich wieder was tut im Ort.



# Glyptothek

## *Was verbinden Sie mit dem Projekt?*

Wilhelm Koch: Das Schöne an dem Projekt ist, dass es nur entsteht, weil so viele Leute unentgeltlich mitarbeiten und durch Säulenpatenschaften mit 2000 Euro oder mit kleinen Patenschaften von Elementen für 150 oder für 900 Euro dazu beitragen. Es soll ja schließlich auch das Thema „Zweieinhalbtausend Jahre Demokratie“ in einem Oberpfälzer Bauerndorf manifestieren. Nachdem die Betonindustrie als Sponsor derzeit etwas „schwächelt“, müssen noch zwölf große Tempelpaten gefunden werden. Ich habe als Bildhauer schon immer raumbezogen gearbeitet. Dabei beobachtet man natürlich die Umwelt und unweigerlich auch Gewerbegebiete mit ihren Industriehallenbauten. Dort finden sich ganz ähnliche rationale Raster – Betonstützen, Trägerelemente und Dachneigungen von 15 Grad –, eigentlich alles wie beim Tempelbau. Industriehallen und Tempel, das war auf einmal so etwas wie eine Kernschmelze; bei einem Besuch in der Münchner Glyptothek ist dann die Idee entstanden, einen Tempel, der ja eigentlich schon eine Art Systembau und zugleich hochwertige Architektur war, in Beton nachzubauen.

## *Was bleibt von der Schönheit eines griechischen Tempels, wenn man ihn in Beton nachgießt?*

Wir leben in der Jetztzeit, und wenn wir einfach das Alte nachgießen würden, wäre das platt. Es soll ein moderner Bau werden. Die Pinakothek der Moderne hat ja auch keine Kanneluren an den Säulen, sondern gerade, zylindrische Stützen. Es wird ein rationaler Betonfertigteiltempel, eine Art gebauter Link, der auf das Original verweist.

## *Was soll der Link zusammenbringen?*

Moderner Systembau und Baukultur der Antike ist mein Thema. Das Konzept sieht vor, Abgüsse der Münchner Glyptothek aus Beton auszustellen. Der Beton hat dabei eine konzeptionelle Bedeutung, denn man kennt ihn ja als Industriematerial. So sollen die Abgüsse auch nach Beton ausschauen. Wer beschäftigt sich heute noch groß mit der Antike und ihrer Ästhetik? Vielleicht bekommt man über die Kuriosität des Materials eher einen Bezug dazu als über das Original, das der Laie gar nicht mehr wahrnimmt, weil er nicht ins Museum geht.



## Zum Projekt

*Mit dem Bau will Wilhelm Koch auch an die Anfänge der Demokratie erinnern: 490 v. Chr. siegte ein Athener Heer mit gewählten Anführern gegen die Übermacht der Perser in der Schlacht bei Marathon.*

Die moderne Nachbildung des Aphaia-Tempels auf Ägina ist ein bürgerschaftlich initiiertes Gemeinschaftswerk; darauf legt Wilhelm Koch Wert. Bürger, Unternehmer, der Landrat, der örtliche Bundestagsabgeordnete, der Regierungspräsident a. D. – es ist eine ziemlich große Koalition, die das Projekt unterstützt.



## Wilhelm Koch

*geb. 1960 in Etsdorf/Oberpfalz, tätig als Grafiker und Künstler, wurde 2008 mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG ausgezeichnet.*

1981-86 Studium Kommunikationsdesign in Würzburg; 1986-89 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München; 1989-91 Studium an der Städelschule Frankfurt a. M., Meisterschüler; seit 1984 Ausstellungen, vorwiegend Installationen, Grafikserien, Videoarbeiten, Kunst im öffentlichen Raum, Architekturprojekte; seit 1994 Büro Wilhelm, Kommunikation & Gestaltung, mit Manfred Wilhelm und Gerhard W. H. Schmidt in Amberg; 1996 Bau der begehbaren Lichtskulptur „Vesuna-Turm“ in Amberg; 2001 Asphaltkapelle, Kraft und Magie, Oberbayerische Kulturtage Altötting; 2003 Förderpreisausstellung der Stadt München; 2006 Luftmuseum Amberg; 2007 „Asphaltsee“ - Rainer-Werner-Fassbinder-Platz München; 2001 Kulturpreis des Bezirks Oberpfalz, Regensburg; 2003/2004 Lehrauftrag an der Akademie der Bildenden Künste München. // [www.buerowilhelm.de](http://www.buerowilhelm.de)



*„Wir denken immer, wir sind so superg'scheit – nur weil wir einen Computer einschalten können. Wenn man aber bedenkt, dass sich die Leut' vor zweieinhalbtausend Jahren über jedes Detail ästhetische und philosophische Gedanken gemacht haben, dann relativiert sich das, was wir heute so bauen, schon ein bisschen.“*

Wilhelm Koch





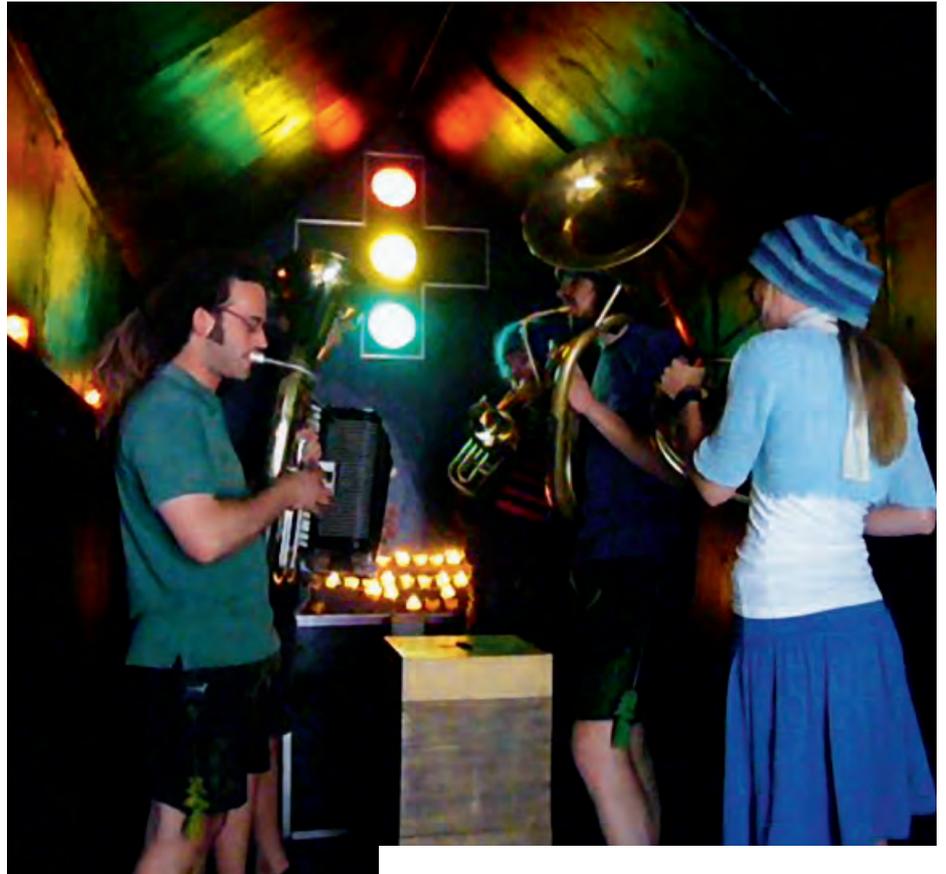
### Asphaltkapelle

*Das begehbare BauKunst-Werk*

Das Material Asphalt liegt normalerweise unbeachtet auf der Straße. Wilhelm Koch erkannte einen anderen Verwendungszweck und baute aus gegossenen Asphaltelementen ein Gotteshaus. Koch entwarf die begehbare Skulptur anlässlich der oberbayerischen Kulturtag „Kraft und Magie“ in Altötting. In Etsdorf/Oberpfalz hat die 5 x 2 x 3 Meter große Kapelle nun einen endgültigen Aufstellungsort gefunden. Seit 2002 gibt es jedes Jahr Anfang Juni das Asphaltkapellenfest mit Andacht und Fahrzeugsegnung.

**Material:** Gussasphalt, Stahl

„Asphaltsee“ am Rainer-Werner-Fassbinder-Platz, München 2007



### Luftmuseum Amberg

*Luft zum Anschauen am schönsten Platz Ambergs, im historischen „Klösterl“ aus dem 14. Jahrhundert.*

Das interaktive Museum bietet auf drei Stockwerken mit 650 Quadratmetern Ausstellungsfläche 21 einzigartige Räume mit Kunstobjekten und Installationen, die Luft sichtbar machen: vom Luft-Alphabet über den Pneu-Haufen bis zur Einkaufstütenorgel und der Luftbrücke. Neben Ausstellungen gibt es Vorträge, Lesungen, Führungen und Konzerte sowie Wechsellausstellungen über Design, Architektur, Kunst, Technik und Alltagskunst. Das Luftmuseum Amberg wurde Anfang 2006 in Eigeninitiative gegründet (Idee, Konzeption, Leitung: Wilhelm Koch) und wird ohne öffentliche Gelder ausschließlich durch Eintrittsgelder, Spenden und „Lufthelfer“ finanziert. Die Stadt Amberg fördert das Museumsprojekt durch mietfreie Überlassung des Gebäudes.

**Eichenforstgäßchen 12**  
92224 Luftkunstort Amberg  
Tel. 09621 420883  
[www.luftmuseum.de](http://www.luftmuseum.de)



Luftmuseum Amberg

# MISTER PASSION

Regisseur Christian Stückl, Intendant des Münchner Volkstheaters, will die 41. Passionsspiele in Oberammergau zu einer „großen Arbeit“ machen.



Coffee and cigarettes um 11 Uhr morgens. Eine nur spärlich beleuchtete Sitzecke im Foyer des Münchner Volkstheaters ist für Christian Stückl genau der richtige Ort, um ein Interview zu führen. Hier ist er ungestört und doch erreichbar für alle.

**K**aum kommt das Gespräch mit dem Theatermann in Fahrt, stellt sich heraus, dass ein Teil des Bühnenbildes fehlt, das man für die Abendaufführung von „Richard III.“ benötigt – es wurde versehentlich auf die Reise geschickt, zum Gastspiel des „Peer Gynt“ bei den Ruhrfestspielen in Recklinghausen. Was tun? Mit dem Bühnenhimmel eines anderen Stückes improvisieren, was sonst. Stückl bleibt bemerkenswert gelassen. Seine Nerven werden im Laufe des kommenden Jahres noch auf ganz andere Weise auf die Probe gestellt werden. Denn neben seinen Aufgaben als Intendant und Regisseur am Münchner Volkstheater steht eine weitere „wirklich große Arbeit“ auf dem Programm. Tatort dafür ist das berühmte bayerische Holzschnitzerdorf, in dem er aufgewachsen ist und in dem er heute noch wohnt: Oberammergau. 2010 wird er dort die Passionsspiele leiten – nach 1990 und 2000 nunmehr bereits zum dritten Mal. Ob bayerisches Volksstück, Shakespeare-Drama oder Oper – als Regisseur hat sich Stückl bereits auf vielen Bühnen und in den

unterschiedlichsten Genres erfolgreich ausprobiert. Die Inszenierung der Passionsspiele hält der erfahrene Theatermann nach wie vor für eine spannende Herausforderung. Ein Jahr vor Beginn der Aufführungen, zu denen man eine halbe Million Besucher aus aller Welt erwartet, haben die Vorbereitungen bereits begonnen. Seit April stehen die Darsteller fest; man arbeitet bereits an einem neuen Bühnenbild, sichtet und schneidert die Kostüme. Und gemäß dem Erlass, der überall im Dorf ausgehängt ist, lassen die mitspielenden Dorfbewohner Haare und Bärte wachsen. In den Sommermonaten steht die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Regiekonzept im Vordergrund. Stückl legt Wert darauf, dass sich seine Hauptdarsteller mit dem Passionsspiel, seiner Geschichte und den Möglichkeiten einer zeitgemäßen Interpretation intensiv befassen. Im September will er sogar mit 40 Mitwirkenden für zehn Tage nach Jerusalem reisen. „Dort werden wir dann hoffentlich mit katholischen und evangelischen Theologen, mit Juden und Palästinensern heftigst diskutieren.“ Die „Geschichte“, die

2010 auf die Bühne kommen wird, liegt Stückl ganz offensichtlich am Herzen; entsprechend engagiert mischt er sich in den Dialog mit den Dorfbewohnern ein – auf Bairisch selbstverständlich. Seine Aussagen klingen unprätentiös, authentisch und originell. Er redet lebhaft, bricht innerhalb eines Satzes häufiger ab, um neu zu beginnen, und bleibt dabei doch immer bei der Sache.

*Herr Stückl, wo liegen eigentlich die Wurzeln Ihres Engagements für Oberammergau?*

Stückl: Ich bin in einem Klima der Auseinandersetzung um die Passionsspiele groß geworden. In Oberammergau hatte man ja in den 50er- und 60er-Jahren Angst vor jeglicher Veränderung. Man zehrte vom Ruhm, den die Passionsspiele in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen erlangt hatten, und wollte das Theater in der tradierten Form weiterführen, obwohl die Aufführungen zunehmend kritisiert wurden; nicht zuletzt wegen des versteckten Antijudaismus, der ja übrigens in jedem alten christlichen Spiel zu finden ist. 1977 gab es dann den ersten Versuch, etwas



*Regie zu führen – und das nicht nur auf der Bühne des Münchner Volkstheaters – ist für Christian Stückl der „Traumjob“.*

Bei den Passionsspielen in Oberammergau 2010 wird man die Kreuzigungsszene erstmals unter nächtlichem Himmel aufführen.



*„Ich sehe Jesus als einen Menschen, der mit aller Konsequenz durchs Leben geht und der seinen Mitmenschen damit einiges zumutet. Die Gefahr, von seinem Glauben abzufallen, macht ihm mehr Angst als der Tod.“*

Neues zu machen. Da war ich als 15-Jähriger dabei, und ich war völlig begeistert. In dem Moment habe ich für mich beschlossen: Ich möchte Regisseur werden. Denn da habe ich gemerkt, dass man aus dem Material etwas völlig anderes machen kann. Die Angst im Dorf vor Veränderung hat sich aber noch bis in die Mitte der 80er-Jahre fortgesetzt. 1986 habe ich mit 24 Jahren gegen den amtierenden Spieleiter kandidiert und mit einer Stimme Mehrheit im Gemeinderat die Wahl gewonnen. Das war damals für Oberammergau erst einmal der totale Schreck.

*Mit Ihren Neuinszenierungen von 1990 und 2000 haben Sie das Passionsspiel reformiert und dafür viel Anerkennung erhalten. Vor allem die Massenszenen wurden sehr gelobt. Wie bringen Sie Hunderte von Laiendarstellern dazu, Ihre Vorstellungen umzusetzen?*

Mit einem überzeugenden Regiekonzept und körperlicher Schwerstarbeit – man macht natürlich Vorarbeiten, man sitzt ja wochenlang am Text, entwickelt eine Interpretation und weiß dann, worauf man hinaus will. Dann arbeitet man einen Bühnenbildentwurf und bastelt kleine Manschkerl, die man auf der Bühne herumstellt. Das läuft alles im Vorfeld. Doch wenn im Herbst der erste Probenstag beginnt, braucht man noch etwas anderes als einen guten Plan: Da stehen dann plötzlich beim Einzug in Jerusalem 600 Menschen auf der Bühne. Die zu dirigieren, das geht nur mit Körpereinsatz. Da muss man zum Mikrofon greifen, Keile in die Menge hineintreiben, auch schon einmal 50 Leute nach hinten schieben. Die Unbefangenheit, mit der ich als Regisseur die Dorfbewohner auf der Bühne herumkommandiere, kommt wahrscheinlich daher, dass ich bei den Spielen von klein auf dabei war. Ich nehme manchmal die Lanze eines römischen Soldaten und brülle: „Weg, weg – da rüber, da rüber.“ So lange, bis die Darsteller die richtigen Bewegungen auf der Bühne machen. Wie bringt man tausend Leute auf der Bühne dazu, eine Pause zu machen? Letztlich schaffe ich das nur mit einem Schrei: „Und jetzt Stille!“ Man braucht allerdings unendlich viele Proben, bis das klappt.

*Haben Sie die Erfahrungen Ihrer Kindheit und Jugendzeit in Oberammergau stark geprägt?*

Ja, zweifellos. Ich fahre jedes Jahr im Sommer nach Indien – in dieses Land bin ich seit vielen Jahren verliebt. Immer wenn ich dort bin, merke ich allerdings auch, wie katholisch ich bin. Die Landschaft, das Dorf und das ganze Umfeld, in dem ich aufgewachsen

bin – all das hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Wir haben in Oberammergau ein Wirtshaus gehabt; Kirche, Wirtshaus, das gehörte bei uns zusammen und spielte in meiner Kindheit eine große Rolle. Mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater – die waren in den Passionsspielen die Hohepriester im Hohen Rat. Als Kind habe ich gedacht: Die Rolle des Hohepriesters Kaiphas ist ein Erbbauernhof, die krieg ich auch einmal. Als Jüngling wollte ich Ministrant werden, doch der Pfarrer hat gesagt: Ein Stückl reicht. Denn mein Cousin war schon Ministrant und mit dem kam er nicht zurecht. Dann habe ich mich selbst zum Mesmer, also auf norddeutsch gesagt zum Küster gemacht und in der Kirche mitgeholfen. Und da habe ich plötzlich entdeckt, dass es in der alten Barockkirche einen Altar gibt, bei dem man das Altarblatt verschieben kann. So ein Rokokoaltar ist ja eigentlich aufgebaut wie eine Bühne. Mit 15 Jahren habe ich angefangen, meine ersten Stücke aufzuführen; ich habe Krippenspiele in der Kirche gemacht. Die Ebene Kirche ist ja in Bayern sehr auf die Sinne bezogen und hat etwas Theaterhaftes: Ich denke da an die Fronleichnamprozessionen, an Mozartmessen und an Weihrauch. Für mich war die Kirche manchmal wie ein großer Spielplatz. Ich habe den Kirchenspeicher geliebt, ich war oben auf dem Kirchturm und habe die Glocken geläutet – alles Orte mit magischer Anziehungskraft. Am Passionsspiel haben mich als Kind vor allem die technischen Vorgänge fasziniert. Zum Beispiel wollte ich unbedingt wissen: Wie wird der Jesus ans Kreuz genagelt?

*Haben Sie die dunklen Seiten der Glaubensinhalte nicht auch ein wenig geängstigt? Und hat Sie die Gewalttätigkeit der Passionsgeschichte nicht erschreckt?*

Als Kind war das für mich eher interessant: In der Karfreitagsliturgie wird ja die ganze Kirche ausgeräumt. Da werden die Altartücher heruntergenommen und die Altäre zugehängt. Genau diesen Moment fand ich besonders spannend. Ich habe mich immer am meisten auf Karfreitag gefreut – auf den Moment, wenn es dunkel wird, wenn die Nacht kommt. Wenn es in der Osternacht in der Kirche stockdunkel ist und der Pfarrer singt plötzlich „lumen christi“ und dann breitet sich das Feuer aus – dieses Mystische hat mich total fasziniert. Ich glaube aber schon, dass es in jedem guten Katholiken so etwas gibt: diese Furcht vor Sodom und Gomorrha, vor dem Jüngsten Gericht und den Höllenqualen. Wenn man allerdings als Kind

die Passion auf der Bühne erlebt – ich war als Achtjähriger 1970 im Passionsspiel dabei – und wenn man den Christusdarsteller kennt, dann interessieren einen natürlich auch die technischen Vorgänge des Theaters. Erst später habe ich mich intensiver mit der inhaltlichen Seite auseinandersetzt und gemerkt: Das ist ein Stoff, der letztlich nicht festgezurrt ist. Es geht um die Suche nach Gott – und die kommt nie an ein Ende. Wir machen auf der Bühne ja auch nur eine Interpretation von der Geschichte. Natürlich wächst man dann immer mehr – ich mache das ja nun zum dritten Mal – in die Auseinandersetzung mit der historischen Figur, mit der Geschichte und den christlichen Glaubensinhalten hinein. Ich glaube, ich bin in der deutschen Theaterlandschaft derjenige, der die meisten Gespräche mit Bischöfen, mit katholischen Theologen, evangelischen Pfarrern und jüdischen Rabbinern geführt hat. Auch mit dem jetzigen Papst habe ich schon dreimal über das Thema diskutiert.

*Hat sich Ihre Interpretation des Stoffs im Laufe der letzten 20 Jahre geändert? Und inwiefern lässt der Text eine veränderte Sicht überhaupt zu?*

Wir haben am Text von Joseph Alois Daisenberger aus dem Jahr 1860 inzwischen so viel verändert und umformuliert, dass er eigentlich nur noch als Grundgerüst erkennbar ist. Früher wollte ich vor allem die Leidensgeschichte mit Jesus als unschuldigem Opfer erzählen. In der neuen Inszenierung will ich noch konsequenter eine andere Sicht herausarbeiten: Ich sehe Jesus als einen Menschen, der mit aller Konsequenz durchs Leben geht und der seinen Mitmenschen damit einiges zumutet. Die Gefahr, von seinem Glauben abzufallen, macht ihm mehr Angst als der Tod; für seine Überzeugung, dass es etwas Größeres gibt, ist er bereit zu sterben. Ich will also nicht den lieben Jesus darstellen, der auf grausame Weise geschlachtet worden ist – wie das Lamm, das seinen Mund nicht öffnet. Jesus hat seinen Mund ja sehr wohl geöffnet, er hat lautstark in die Welt hinausgeschrien: Da muss Veränderung her. So eine Gestalt fasziniert mich schon. Die theologische Auffassung, dass Gott seinen Sohn auf die Erde geschickt hat, damit er die Sünden der Menschen sühnt, kann ich allerdings nicht nachvollziehen. Was ist das für ein Gottesbild? Die Geschichte funktioniert doch eher wie im alten Märchen, wo der König ins Volk hineingeht und unerkannt schaut, wie seine Schöpfung geraten ist. Gott ist in der Ge-



*Für den Tourismus in Bayern ist das malerische Holzsnitzerdorf Oberammergau eine feste Landmarke. Zu den Passionsspielen im kommenden Jahr werden eine halbe Million Besucher erwartet.*

*Mit 2500 Mitwirkenden ist das halbe Dorf bei den Passionsspielen engagiert. Seit dem Frühjahr 2009 verbietet der traditionelle „Haar- und Barterlass“ den Mitspielern Friseurbesuche.*

stalt von Jesus auf der Welt, aber die Menschen bringen ihn um, weil sie ihn und die Konsequenz, die er von uns verlangt, nicht aushalten.

*Welchen Stellenwert haben die Szenen der Kreuzigung und der Auferstehung Jesu in Ihrer Interpretation?*

Mit der Darstellung der Kreuzigung auf der Bühne habe ich keine Schwierigkeiten: Da steht ein Mensch für seine Idee, für seinen Glauben an Gott mit so viel Hingabe ein, dass er sich vielleicht mit Recht „Gottes Sohn“ nennen kann. Dafür wird er in einem unmenschlichen Akt von Rom und von den jüdischen Priestern hingerichtet. Das kann man auf der Bühne zeigen. Auch über Jeanne d'Arc, Sophie Scholl und viele andere, die für ihre Überzeugung, ihre Idee oder ihren Glauben auf dem Scheiterhaufen, auf dem Schafott oder am Galgen gelandet sind, hat man Theaterstücke geschrieben oder Filme gemacht. Viel schwieriger für mich ist der Moment der Auferstehung. Wie stellt man das auf der Bühne dar? Da helfen mir vielleicht doch wieder Vorstellungen, die es in der katholischen Kirche ebenso wie in der griechisch-orthodoxen Kirche gibt: Irgendwie geht von Jesus ein Licht aus, das Licht Gottes leuchtet. Der Mensch sitzt im Dunkeln und

sehnt sich nach diesem Licht – so kann man Auferstehung vielleicht auf irgendeine Weise symbolisch darstellen. Aber das ist auf der Bühne der allerschwierigste Akt.

*Wie kann man die Stimmung in Oberammergau während der Probenzeit und während der Spiele beschreiben?*

Wir haben 5000 Einwohner; 2500 haben sich für die Passionsspiele gemeldet. Das halbe Dorf ist also dabei und setzt sich mit einem Thema auseinander, dass ja sonst nicht so stark im Mittelpunkt des Lebens steht. Im November beginnen wir mit den Proben. Im Passionsjahr herrscht in Oberammergau der absolute Ausnahmezustand: Da sitzt der 15-Jährige mit dem 75-Jährigen in der Garderobe. Die haben ein halbes Jahr lang jeden Abend Proben und müssen ein halbes Jahr lang jegliche private Geschichte über Bord schmeißen. Das Vereinsleben liegt in dieser Zeit total brach. Ich finde es interessant, dass an den Spielen in Oberammergau alle Generationen beteiligt sind: Da gibt es den Dorfpunk ebenso wie den ganz konservativen Jugendlichen, den offenen 68er und den alten Bauern, der sagt: „Ich hab's nicht so mit dem Inhaltlichen, sag' mir halt, was ich machen soll, dann mach ich's schon.“ Da draußen sind wirklich alle Positionen vertreten.

*Wie wirkt sich die Theaterarbeit auf das Gesprächsklima im Dorf aus?*

Die vielen Diskussionen, die zurzeit stattfinden, sind wirklich spannend. Man merkt da auch, welche Angst die Kirche vor einer offenen Auseinandersetzung der Menschen mit religiösen Fragen hat – dabei ist das doch eigentlich eine große Chance. Von den Jugendlichen, in deren Familien Religion ja oft nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, wird in der Tat vieles in Frage gestellt. Sie stehen der Kirche nicht ablehnend, aber doch eher fremdelnd gegenüber. Der Anspruch des Alleinseligmachenden der katholischen Kirche geht vielen Jugendlichen total auf die Nerven. Mein Ansatz ist: Wir erzählen die Geschichte von einem großen Menschen, der versucht hat, in dieser Welt etwas zu bewegen, und der dafür sterben musste. Solche Menschen gab es auch in Indien – ich denke da an Gandhi – und in anderen Teilen der Welt, und es gibt sie heute noch. Bei so einer großen Zahl von Mitwirkenden ist es natürlich schwierig, allen die eigene Interpretation wirklich nahezubringen. Ich merke zum Beispiel immer wieder, wie sehr die Menschen von einem versteckten Antijudaismus geprägt sind. Das ist in Oberammergau nicht anders als in anderen katholischen Gemeinden. Erfreue-



licherweise war es in unserem kleinen Dorf aber relativ einfach, im Jahr 2000 durchzusetzen, dass Muslime auch mitspielen dürfen. Es gibt ja ein klares Mitwirkungsrecht: Man muss in Oberammergau geboren sein oder seit 20 Jahren hier leben. Als die Gastarbeiter kamen, hat man das Spielrecht auf Angehörige der christlichen Religionsgemeinschaften begrenzt. 1990 war es noch so, dass erwachsene Muslime nicht mitspielen durften. Ich habe mich dafür eingesetzt, dass diese Beschränkung aufgehoben wird, und seit 2000 ist nun auch der eine oder andere Muslim dabei. Das funktioniert wunderbar. Die Diskussionen sind viel freier geworden. Diese Offenheit kommt der Theaterarbeit natürlich sehr zugute. Der Ruf von Oberammergau hat sich inzwischen deutlich verbessert. In den 60er- und 70er-Jahren hatten die Passionsspiele das Image der totalen Unbeweglichkeit. Oberammergau galt damals in der Welt der Theatermacher und -kritiker als das Paradebeispiel für schlechtestes Theater. Heute bewegen wir uns mit den Spielen auf einem so anspruchsvollen Niveau, dass die Menschen – einschließlich der sogenannten Bildungsbürger, die ja gern spötteln – die Geschichte ernst nehmen und die Aufführung sehen wollen.

### Münchner Volkstheater

Das Münchner Volkstheater geht auf eine Initiative der Stadt München zurück. 1983 wurde das Haus an der Briener Straße eröffnet, das sich vor allem der Pflege der bayerisch-österreichischen Volkstheatertradition widmen sollte. Beliebte Schauspieler wie Gustl Bayrhammer verschafften dem Theater schnell ein treues Publikum. Als Schauspielerin, Regisseurin und seit 1988 auch als Intendantin prägte Ruth Drexel über viele Jahre die Arbeit des Hauses. Im Jahr 2002 übernahm Christian Stückl dessen Leitung und setzte auch als Regisseur eigene Akzente. Durch die originelle Inszenierung von Mundartstücken und Shakespeare-Dramen machte das Theater in den folgenden Jahren ebenso von sich reden wie durch die Uraufführung neuer Theaterstücke. Zahlreiche junge Schauspieler und Regisseure finden im Münchner Volkstheater ein attraktives Betätigungsfeld und ein Sprungbrett für ihre Karriere. Auch was das Publikum betrifft, gehört das Münchner Volkstheater mit zu den jüngsten Theatern in München.

[www.muenchner-volkstheater.de](http://www.muenchner-volkstheater.de)



### Zur Person

1961 in Oberammergau geboren, gründete Christian Stückl während seiner Ausbildung zum Holzbildhauer mit 20 Jahren seine erste eigene Theatergruppe. 1987 ging er an die Münchner Kammerspiele, wo er zunächst als Assistent bei Dieter Dorn und Volker Schlöndorff und dann bis 1996 als erfolgreicher Nachwuchsregisseur arbeitete. In den folgenden Jahren inszenierte Stückl als freier Regisseur unter anderem in Hannover, Frankfurt, Karlsruhe, Wien und Bonn. 2002 wurde er Intendant des Münchner Volkstheaters, im Jahr darauf hatte seine Neuinszenierung des „Jedermann“ von Hofmannsthal bei den Salzburger Festspielen Premiere. Mit Beethovens „Fidelio“ inszenierte er 2004 in Köln seine erste Oper. 2006 zeichnete er zusammen mit André Heller für die Eröffnungsfeier der Fußball-WM verantwortlich. Seit 1990 ist Christian Stückl nun bereits zum dritten Mal in Folge als Spielleiter der alle zehn Jahre stattfindenden Passionsspiele Oberammergau engagiert.

# FREIRAUM

Ein Gespräch mit  
Dr. Wolfgang Heubisch  
über die Verbindung  
von Kunst und Wissen-  
schaft und die Entwick-  
lung an den bayerischen  
Hochschulen.

*Herr Minister Heubisch, Sie zitieren gern August Everding, den ehemaligen Staatsintendanten, mit seinen Worten „Kultur ist keine Zutat, Kultur ist der Sauerstoff der Nation“. Wie ernst nehmen Sie diesen Satz persönlich?*

Dr. Heubisch: Der Mensch lebt ja nicht als Selbstzweck, sondern er gibt sich eine Vorstellung, er entwickelt Ideen, wie er sein Leben gestalten will – er will dem Ganzen einen Sinn geben. Was gibt es Interessanteres als die Kunst, die sich von der Antike, von Ägypten bis in die Moderne über eine Jahrtausendelange Entwicklung aufgebaut hat? So ist die Kunst wirklich der Nährboden für alles andere und aus dem Grund ist sie für mich auch eminent wichtig. Es ist vollkommen richtig, dass meine Vorgänger in der Bayerischen Staatsregierung die Kunst immer in diesem Wissenschaftsministerium behalten haben. Ja, ich sehe die Kunst wirklich als Basis, auf der Wissenschaft und Forschung aufbauen.

*Welche Rolle spielten Wissenschaft und Kunst in Ihrer Familie?*

Ich bin am westlichen Stadtrand von München aufgewachsen, in Großhadern, in einer

damals noch absolut ländlichen Umgebung. Ich habe mitbekommen, wie die Wirtschaft, die Industrie, die Wissenschaft dann ganz langsam auf diesen Vorort zugegriffen haben. Wenn Sie heute an das Großklinikum denken und an das Biotech-Zentrum in Martinsried, dann waren dies ganz wichtige Entwicklungen. Ich kann mich auch noch sehr genau daran erinnern, dass ich oft mit der Straßenbahn der Linie 6 – heute fährt dort die U6 – nach Schwabing in das Atelier in der Amalienstraße gefahren bin. Dort konnte ich in eine völlig andere Welt eingetaucht. Mein Onkel hatte dort 60 Jahre lang sein Atelier! Ich habe ihm immer wieder zugeschaut und ihm auch ab und zu ein bisschen geholfen. Ich bin dabei mit einem sehr konservativen Kunstbegriff aufgewachsen. Meine beiden Onkel waren als Bildhauer ja eigentlich Vertreter der Klassik, Elmar Dietz noch mehr als sein Bruder Lothar.

*Sie wurden 2008 – sozusagen von jetzt auf gleich – zuständig für neun staatliche Universitäten, für siebzehn staatliche Hochschulen für angewandte Wissenschaften, FH, für fünf staatliche Kunsthochschulen sowie für eine Reihe weiterer Hochschulen in kommu-*

*ner, privater oder kirchlicher Trägerschaft. Hinzu kommen Forschungseinrichtungen, die staatlichen Bibliotheken und Archive, die Bereiche Kunst und Kultur, die Staatstheater und staatlichen Museen, der Denkmalschutz und noch einiges mehr. Hat man angesichts solch einer Fülle von Aufgaben nicht eindeutige Vorlieben?*

Natürlich stellt man hin und wieder fest, dass es in Teilaspekten der verschiedenen Bereiche immer etwas gibt, was man lieber oder was man nicht so gern macht. Aber ich kann nicht sagen, ich würde – was nahe liegend wäre – den Kunstbereich bevorzugen; Forschung und Wissenschaft sind ebenso spannend. Das sage ich nicht nur deshalb, weil ich weiß, dass Wissenschaft und Forschung die Zukunft des Landes sichern. An den bayerischen Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen werden Spitzenleistungen erbracht, die weltweit anerkannt sind. Von diesen Leistungen profitieren Wirtschaft und Gesellschaft gleichermaßen. Dieses Spitzenniveau müssen wir nicht nur halten, sondern weiter ausbauen. Hier mitgestalten zu können, sich mit interessanten Forschern und Wissenschaftlern zu unterhalten, ist ungeheuer spannend. Auf der ande-

ren Seite ist es aber auch so, dass die Kunst die Basis für eine erfolgreiche Wissenschaft und Forschung in Bayern ist. Warum? Man wird ohne gute Kunst auch keine guten Wissenschaftler nach Bayern holen können. Genau das aber ist unsere Stärke. Das heißt also, dass Bayern in diesen drei großen Bereichen breit aufgestellt sein muss – und das ist ja auch der Fall.

*Welche Rolle spielt hier aus Ihrer Sicht privatwirtschaftliches Engagement? Wo könnte noch mehr getan werden?*

Den Kulturstandort Bayern zu sichern, sehe ich als eine meiner wichtigsten Aufgaben. In vielen Bereichen geht es darum, Prozesse weiterzuführen, die längst in Gang gebracht sind. Anspruchsvolle Gegenwartskunst beispielsweise sollte noch stärker im öffentlichen Raum sichtbar werden. Die Literaturförderung in Bayern müssen wir ausbauen. Kinder und Jugendliche brauchen eine noch größere Palette an kulturellen Angeboten, um selbstbestimmt – nicht zwangsverordnet – die eigene Persönlichkeit mit ihren besonderen Talenten und Vorlieben zu entwickeln. Die Studierenden brauchen vielfältige Angebote. Daher müssen auch die sogenannten Orchideenfächer ihren Stellenwert behalten dürfen. Und: Studierende brauchen Freiraum – bei aller sinnvollen Effizienz des Studiums – zum Experimentieren, für Auslandsaufenthalte und Reisen, um individuelle Erfahrungen sammeln zu können. So bilden sich kreativ denkende und handelnde Persönlichkeiten aus. Hier spielt natürlich auch das privatwirtschaftliche Engagement eine wesentliche Rolle. Damit wird eine bunte Vielfalt von Projekten über alle Landesteile hinweg ermöglicht, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land, die der Staat in diesem Facettenreichtum allein nicht leisten kann. Der Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG zum Beispiel umfasst in seiner speziellen Ausrichtung alle Landesteile in Bayern gleichermaßen und fördert seit vielen Jahren sowohl die Künstler in den verschiedenen Regionen als auch Absolventen und Doktoranden aus allen Bereichen der Hochschule. Genau das macht ihn inzwischen zu einer renommierten und begehrten Auszeichnung in Bayern.

*Hochschulen müssen sich heute in der Öffentlichkeit mit dem Vorwurf der Massenabfertigung auseinandersetzen. Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Situation?*

Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Hochschulen sind heute Forschungseinrich-

tungen und Lehreinrichtungen auf hohem und höchstem Niveau. Man darf sich von den Studentenprotesten und den Diskussionen über das Bachelor-System nicht beeindrucken lassen; stattdessen muss man sehen, wie sich die Hochschulen verändert haben. Ich stelle fest, dass hier enorm viel passiert ist. Es herrscht deutlich mehr Autonomie, die ich unterstreiche und noch verstärken will. Das ist ein ganz spannender Prozess. Ganz aktuell habe ich diesbezüglich ein Gesetzesvorhaben in den Landtag eingebracht. Die außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie Max-Planck- oder Fraunhofer-Gesellschaft gab es in dieser Stärke früher ebenfalls nicht. Auch sie haben stark zugelegt. Ich würde es gern so formulieren: Die Zukunft unseres Freistaats in Richtung Wohlstand liegt eindeutig in der Wissenschaft, in der Forschung, in den Universitäten, in den Hochschulen für angewandte Wissenschaften, in den außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Das ist ein ganz anderer Bereich, ein ganz anderes Arbeitsfeld als noch vor zehn oder fünfzehn Jahren. Wir sehen hier vor allem in den sogenannten MINT-Fächern – Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik – Probleme, weil zum Beispiel die Mathematik und die Naturwissenschaften vielleicht doch von vielen unterschätzt werden. Man kann das alles lernen, aber man darf hier die Studenten auch nicht allein lassen. Es gibt zum Beispiel an der Universität Augsburg ganz fantastische Betreuungsprogramme. Die gehen so ziemlich d'accord mit meinen Vorstellungen.

*Herr Heubisch, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

*Dr. Wolfgang Heubisch*

wurde am 13. Juli 1946 in München geboren, wuchs dort auf und stammt aus einer sehr kunstinteressierten Familie. Seine beiden Onkel Lothar und Elmar Dietz waren bekannte Bildhauer. Von Letzterem stammt etwa die wiederhergestellte Quadriga auf dem Siegestor. Der Vater von drei Kindern ist seit 1990 Mitglied der FDP und hat hier seine Schwerpunkte in den Bereichen Wirtschafts-, Bildungs- und Gesundheitspolitik gesetzt. Mit der Landtagswahl 2008 zog er erstmals in den Bayerischen Landtag ein. Am 30. Oktober 2008 wurde Dr. Wolfgang Heubisch als Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst vereidigt.



*Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst*



# IM AUFWIND

## Wissenschaften unter Wissenschaften – zu Voraussetzungen und Bedingungen geisteswissenschaftlicher Forschung

Ein Beitrag von Professor Dr. Peter Strohschneider

Die Geisteswissenschaften in Deutschland befinden sich im Aufwind. Sie sind - und nicht erst seit Beginn des ihnen gewidmeten Wissenschaftsjahres 2007 – Beteiligte wie Thema einer öffentlichen Diskussion, die erkennbar anders verläuft als frühere Legitimationsdebatten. An die Stelle von Klagen über gesellschaftlichen Bedeutungsverlust und schwindende Ressourcen treten vermehrt differenziertere Gespräche über die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Geisteswissenschaften, über angemessene Kriterien und Verfahren der Qualitätsbewertung oder über Förderprogramme, welche die Eigenständigkeit geisteswissenschaftlicher Erkenntnisaufgaben ernst nehmen. Es gibt, so ist offenkundig, ein neues, ein gelasseneres Selbstbewusstsein, und mit ihm werden auch die Identifizierung von Mängeln und die Vorschläge zu deren Behebung präziser. Überdies spielen in diesem Zusammenhang Programme und Initiativen, etwa der Volkswagen- und der Thyssen-Stiftung, der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) sowie nicht zuletzt jene „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“, die der Wissenschaftsrat 2006 veröffentlichte, eine unübersehbare Rolle. Politische wie finanzielle Förderung einerseits, rhetorische Entdramatisierung andererseits zeigen: Die Zeit der Abgesänge und des Selbstmitleids ist vorüber.

Es ist wieder möglich, Stärken wie Schwächen der Geisteswissenschaften nicht anders zu verhandeln, als dies in anderen Fächergruppen geschieht. Wie jene haben auch die Geisteswissenschaften spezifische Belange und Bedingungen, doch eine Sonderstellung besitzen sie nicht. Sie sind nicht mehr und nicht weniger als Wissenschaften unter Wissenschaften (hier wie im Folgenden

nehme ich zum Teil Überlegungen und Formulierungen auf, die an anderer Stelle bereits publiziert wurden). Wie in allen anderen Fächern sollten unverkennbare Defizite und daraus resultierender Änderungsbedarf innerhalb der Universitäten, in denen die Geisteswissenschaften übrigens flächendeckend vertreten sind, wie außerhalb von ihnen nüchtern bilanziert und angegangen werden. Gewiss verbesserungsbedürftig ist zumal die Situation der akademischen Lehre. Dabei lassen sich die Probleme am prägnantesten wohl in jener Faustformel zusammenfassen, nach welcher auf die Geisteswissenschaften etwa ein Zehntel des wissenschaftlichen Personals und gleichfalls ein Zehntel der Hochschulausgaben entfallen, sie mit diesen Ressourcen allerdings rund ein Viertel aller Studierenden zu betreuen haben. Die Betreuungsverhältnisse in der Lehre sind daher vielfach inakzeptabel: Mehr als 100 Studierende kommen durchschnittlich auf eine Professur. Umso wichtiger wird es in den kommenden Jahren sein, diese Situation durchgreifend zu verbessern und bei wachsenden Studierendenzahlen akademische Ausbildung auf hohem Niveau durch qualifizierte (und nicht strukturell völlig überlastete) Lehrende zu organisieren. Hierauf haben nicht nur die Studierenden einen Anspruch, sondern dies ist zugleich auch eine Voraussetzung dafür, dass Freiräume für Forschung langfristig erhalten bleiben oder neu entstehen können.

Dabei muss man sagen, dass die deutschen Geisteswissenschaften immer noch unter weltweit ziemlich einzigartig günstigen Bedingungen forschen können und dass sie dies in vielen Feldern auf hohem, nicht selten auf international Maßstab setzendem Niveau tun. Unter diesen Voraussetzungen sind in den Diskussionen der zurückliegenden Jahre vor allem vier Aspekte besonders deutlich hervorgetreten.

*Die Bayerische Staatsbibliothek in München erhielt 2008 den Preis „Bibliothek des Jahres“ des Deutschen Bibliotheksverbandes und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, weil sie in der Vielfalt ihrer Funktionen als internationale Forschungsbibliothek mit Landes- und Archivfunktion und als Teil der „Virtuellen Nationalbibliothek“ auf allen Gebieten innovative Leistungen erbringt und dabei den Bibliotheksnutzer in den Mittelpunkt stellt.*



## Arbeitsformen

Leistungen und Qualität der Geisteswissenschaften hängen mit der Vielfalt ihrer wissenschaftlichen Arbeitsformen zusammen. So wichtig wie kooperative Projektformate zum Beispiel in den Sonderforschungsbereichen oder den Vorhaben des Akademienprogramms sind daher die Formen konzentrierter Einzelforschung oder die nachhaltige Bearbeitung von Forschungsthemen in außeruniversitären Instituten. Das eine darf nicht gegen das andere ausgespielt werden. Die Subjektivität der einzelnen Wissenschaftlerin und des einzelnen Wissenschaftlers, Denk- und Sprachstile, personale Archive von Bildern und Texten, individuelle Bildungs- und Ausbildungsgeschichten prägen vielfach, vielleicht häufiger als in den paradigmatisch geschlosseneren Naturwissenschaften, die Qualität wissenschaftlicher Arbeit. Hier wird daher der Mangel an konzentrierter Forschungszeit und an von Projektzwängen entlastetem internationalem Austausch als besonders nachteilig erfahren. Das hat den Wissenschaftsrat zur Konzeption von geisteswissenschaftlichen Forschungskollegs geführt, wie sie dann durch das BMBF und die DFG eingerichtet wurden. Diese inneruniversitären Kollegs erlauben es für eine gewisse Frist, sich ganz auf die Forschung zu konzentrieren, und sie fördern dieserart nicht allein die geisteswissenschaftliche Erkenntnisproduktion, sondern stärken so zugleich nachhaltig die Universität als eine Forschungsinstitution.

## Mehrsprachigkeit

So wichtig für die Forschungsqualität wie die Differenziertheit der Forschungsformate ist die Vielfalt ihrer Wissenschaftssprachen. In

den Geisteswissenschaften sind Sprachen nämlich nicht nur Darstellungs-, sondern sind selbst Produktionsmittel wissenschaftlicher Erkenntnis; ihnen kommt hier daher eine andere Rolle zu als in den mathematischen, den Natur- und den Technikwissenschaften. Die Unterschiedlichkeit der Sprachen ist eine unverzichtbare Erkenntnisquelle, ihre Vielfalt ist wichtig für intellektuelle Pluralität und produktiven Reichtum der Denkstile. Es ist daher eine verfehltete Erwartung, die Geisteswissenschaften könnten sich, gleich den *life sciences* zum Beispiel, in der Lehre wie in ihren Publikationspraxen auf den Monolingualismus eines wenig entwickelten globalen Wissenschaftsenglisch einlassen. Ein geeigneteres Instrument ihrer weiteren Internationalisierung wäre vielmehr die Förderung professioneller Wissenschaftsübersetzungen.

## Leistungsbewertung

Insbesondere in den Universitäten bedarf es einer Differenzierung der bei der Ressourcenallokation verwendeten Leistungsparameter auch hinsichtlich der Arbeitsformen der Geisteswissenschaften. Für die Entwicklung fachspezifisch sensibler Bewertungskriterien hat der Wissenschaftsrat erste Anregungen gegeben, die insbesondere auf eine faire Beachtung geisteswissenschaftlicher Diskursformen und Publikationspraxen abheben. Weitergehende konstruktive Vorschläge sind eine zentrale Aufgabe, derer sich die jeweiligen geisteswissenschaftlichen Fachgesellschaften annehmen sollten, damit die Fächer auch tatsächlich nach ihnen angemessenen Kriterien beurteilt werden.



*„Die Zeit der Abgesänge und des Selbstmitleids ist vorüber. Es ist wieder möglich, Stärken wie Schwächen der Geisteswissenschaften nicht anders zu verhandeln, als dies in anderen Fächergruppen geschieht.“*



## Funktionalitäten

Als Wissenschaften unter Wissenschaften müssen sich die Geisteswissenschaften der Frage nach ihren direkten wie ihren indirekten gesellschaftlichen Funktionen stellen. Das heißt jedoch keineswegs, dass es klug wäre, jeden einzelnen Geisteswissenschaftler zu jedem Zeitpunkt auf die Beantwortung dieser Frage zu verpflichten. Nicht wenigen Naturwissenschaften, den Technikwissenschaften oder der Medizin wird, anders als den Geisteswissenschaften, öfter direkte Nützlichkeit unterstellt. Die Verkürzung der gesellschaftlichen Funktionen von Wissenschaft auf unmittelbare Verwertungszusammenhänge beruht allerdings auch in jenen Fällen, nicht anders als bei den Geisteswissenschaften, auf Vorstellungen von Welt und Gesellschaft, die zu eindimensional reduktionistisch sind, als dass Gesellschaft und Politik, Wirtschaft und Kultur sie sich in einer immer komplexer werdenden Welt auf Dauer leisten könnten.

Die Geisteswissenschaften haben sich in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten erfolgreich gegen die Zumutung zur Wehr gesetzt, für die kulturelle Akzeptanz des von anderen Wissenschaften besorgten Modernisierungsprozesses oder für die Kompensation seiner Lasten zuständig sein zu sollen. Längst haben sie auch den Anspruch auf (Allein-)Zuständigkeit für gesellschaftliche Großprojekte wie Nation, Staat, Volk, Kultur oder Demokratisierung aufgegeben, um stattdessen ihre gesellschaftlichen Funktionen und Leistungen strukturell neu und nüchterner zu artikulieren. Und diese liegen, höchst allgemein gesprochen, darin, dass die Geisteswissenschaften wissenschaftliches Wissen über die kulturelle Welt erarbeiten, ohne welches auch die soziale und technische Gestaltung der Welt nicht denkbar wäre. Die demografischen Probleme der westlichen Industriegesellschaften, um es an einem beliebigen Beispiel zu sagen, sind ja nicht etwa hormoneller Natur, sondern verstehbar nur im Zusammenhang mit der Individualisierung von Kulturmustern und Lebensstilen.

Zugleich mit dem Wissen über kulturelle Wirklichkeiten entwickeln die Geisteswissenschaften auch das Bewusstsein von den Möglichkeiten des Menschlichen. So sind sie konstitutiv für den systematischen, historischen, ästhetischen Möglichkeitsreichtum der Welt, für das wache Bewusstsein davon, dass die Dinge auch anders sein könnten als sie sind. Erst durch die Geisteswissenschaften, so könnte man auch sagen, erwirbt sich die Gesellschaft ein

Wissen von sich selbst, welches dem Niveau ihrer Komplexität überhaupt angemessen ist und ohne welches sie im Grunde nicht funktionsfähig wäre.

Womöglich meinen nicht wenige Vertreterinnen und Vertreter aus Medizin, Technik- und Naturwissenschaften, dass die hier ange deuteten Voraussetzungen sehr guter Forschung keineswegs eine Besonderheit der Geisteswissenschaften seien. Dies wäre dann ein beruhigendes Signal dafür, dass die Geisteswissenschaften auch in Hinsicht auf die Bedingungen ihres Gelingens Wissenschaften unter Wissenschaften sind.

*Peter Strohschneider ist Professor für Germanistische Mediävistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Vorsitzender des Wissenschaftsrates (WR).*

**D**er Wissenschaftsrat (WR) berät die Bundesregierung und die Regierungen der Länder. Er hat die Aufgabe, Empfehlungen zur inhaltlichen und strukturellen Entwicklung der Wissenschaft, der Forschung und des Hochschulbereichs zu erarbeiten sowie zur Sicherung der internationalen Konkurrenzfähigkeit der Wissenschaft in Deutschland im nationalen und europäischen Wissenschaftssystem beizutragen. Seine Empfehlungen sollen den Erfordernissen des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens entsprechen.

Die Tätigkeit des WR bezieht sich auf die wissenschaftlichen Institutionen (Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen) und auf übergreifende Fragen des Wissenschaftssystems, auf ausgewählte Strukturaspekte von Forschung und Lehre sowie zur Planung, Bewertung und Steuerung einzelner Bereiche und Fachgebiete.

[www.wissenschaftsrat.de](http://www.wissenschaftsrat.de)

# NEUES

## Mythos Elfenbeinturm

Von wegen Krise. Geisteswissenschaftler leisten einen wichtigen Beitrag zum kulturellen Gedächtnis und zum interkulturellen Dialog, sie fördern das kritische Verständnis unserer Gegenwart und zeigen Handlungsmöglichkeiten im Hinblick auf die Zukunft auf. Wer seine Zukunft bewusst gestalten will, muss seine Geschichte kennen. Das Wissen um Traditionen, Werte und geistige Orientierungen – historisch wie aktuell, kulturpraktisch wie gesellschaftstheoretisch – wird von den Geisteswissenschaften erschlossen. Führende Vertreter der geisteswissenschaftlichen Disziplinen suchen heute verstärkt den Dialog – nicht nur mit benachbarten Wissenschaftszweigen, sondern auch mit den technisch-wissenschaftlichen Fachgebieten. Wo kreative Grenzgänge auf der Grundlage disziplinärer Sattelfestigkeit erfolgen, eröffnen sich neue Perspektiven für die Forschung – und Berufsfelder für die Studierenden. Zahlreiche geisteswissenschaftliche Projekte, die von Wissenschaftlern bayerischer Universitäten und anderer Forschungseinrichtungen betreut werden, erhalten finanzielle Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung. Im Überblick über diese Projekte lässt sich die Vielfalt der Fragestellungen ermes- sen, die heute und künftig eine Herausforderung für die geisteswissenschaftliche Forschung darstellen.



## Universität Erlangen-Nürnberg weht Forschungskolleg „Schicksal, Freiheit und Prognose“ ein

Ob die Menschen in Ostasien anders als Europäer mit den Wechselfällen des Lebens umgehen, wollen Wissenschaftler der Universität Erlangen-Nürnberg in einem groß angelegten Forschungsprojekt herausfinden. Mit Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) richtet die Universität ein Internationales Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung mit dem Titel „Schicksal, Freiheit und Prognose. Bewältigungsstrategien in Ostasien und Europa“ ein. Am 23. Juli 2009 wurde das Kolleg in der Aula des Erlanger Schlosses offiziell eingeweiht. Den Zuschlag für das Forschungskolleg hatte die Universität Erlangen-Nürnberg im Rahmen eines Wettbewerbs des BMBF zur Stärkung der Geisteswissenschaften erhalten. Damit verbunden ist eine Förderung mit bis zu zwölf Millionen Euro für zunächst sechs Jahre. Die Säulen des Kollegs

sind die Lehrstühle für Sinologie, Inhaber Prof. Dr. Michael Lackner, und für Geschichte des Mittelalters, Prof. Dr. Klaus Herbers. Darüber hinaus wird eine große Zahl von Gastwissenschaftlern aus aller Welt, vor allem aus Ostasien erwartet, die innerhalb der sechs Jahre für eine gewisse Zeit an der Universität forschen und lehren werden.

Das Forschungsprojekt: In den westlichen Zivilisationen wird mit Begriffen wie „Kontingenz“ und „Risiko“ eine grundsätzliche Unbestimmbarkeit der Zukunft unterstellt. Auf der anderen Seite schreiben unsere Prognosen – ob in den Wirtschafts-, Sozial- oder Naturwissenschaften – in der Regel beobachtete Trends im Sinne einer mehr oder minder komplexen Berechnung fort. Doch gelten diese Beobachtungen auch für Chinas Vergangenheit und Gegenwart? Können chinesische Muster des Umgangs mit Schicksal und Prognose dazu beitragen, die westlichen Formen der Vorhersage, die in jüngster Zeit einigermaßen in Verruf geraten sind, zu beeinflussen oder zu bereichern?



## aus der Geisteswissenschaft



### Weitere geisteswissenschaftliche Forschungsprojekte in Bayern mit Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

**A**nden-Transect: Klimasensitivität präkolonialer Mensch-Umwelt-Systeme – Generaldirektion der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlung Bayerns – Bayerische Staatssammlung für Paläontologie und Geologie; Laufzeitende: 30.04.2011.

**W**echselwirkungen zwischen linguistischen und bioinformatischen Verfahren, Methoden und Algorithmen: Modellierung und Abbildung von Varianz in Sprache und Genomen – Julius-Maximilians-Universität Würzburg – Philosophische Fakultät I – Institut für deutsche Philologie – Deutsche Sprachwissenschaft – Kompetenzzentrum für EDV-Philologie; Laufzeitende: 30.09.2011.

**D**ie Sprache des Materials: Technologisch-naturwissenschaftliche Untersuchungen Altkölner Malerei vom Meister der Hl. Veronika bis zu Stefan Lochner (ca. 1380-1450) – Bayerische Staatsgemaldesammlung – Doerner Institut; Laufzeitende: 29.02.2012.

**V**itruv und die Techniken des Raumdekor. Kritische Neuübersetzung zur besseren Interpretation und qualitativen Einordnung archäologischer Befunde anhand naturwissenschaftlicher Analysen und experimenteller Rekonstruktion – Technische Universität München – Fakultät für Architektur – Institut für Baugeschichte, Kunstgeschichte

und Restaurierung – Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft – Institut für Klassische Archäologie – Ludwig Maximilians Universität München – Fakultät für Kulturwissenschaften – Department für Kulturwissenschaften und Altertumskunde, Laufzeitende: 30.06.2012.

**O**bjekte des Energiekonsums – Technische Universität München – Zentralinstitut für Geschichte der Technik, Deutsches Museum München (DM) -Forschungsinstitut; Laufzeitende: 31.03.2012.

**K**omplexitätsmanagement durch geisteswissenschaftliche Expertise. Übersetzungszwänge und -praxen von Organisationen in der bayerisch-böhmischen Grenzregion – Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg – Philosophische Fakultät und Fachbereich Theologie – Department Pädagogik – Institut für Pädagogik; Universität Regensburg – Philosophische Fakultät IV – Sprach- und Literaturwissenschaften, Wissenschaftliche Einrichtung Bohemicum; Laufzeitende: 30.04.2012.

**Ü**bersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im vormodernen Friedensprozess. Europa 1450-1789 – Universität Augsburg – Institut für Europäische Kulturgeschichte; Laufzeitende: 31.05.2012.

**K**einer hat diese Farben wie ich – Studien zur Maltechnik Ernst Ludwig Kirchners – Doerner Institut – Bayerische Staatsgemaldesammlung; Laufzeitende: 30.06.2012.

**D**ie Hypothese des Kollegs, Vorstellungen zur Prognose als eine Art von Lackmustest für die Einstellung der chinesischen Zivilisation zu Fragen des individuellen und kollektiven Schicksals zu untersuchen, wird durch die Einbeziehung bestimmter Phasen der europäischen Entwicklung überprüft werden. Dazu bietet sich ein Rückgriff auf Epochen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an, wo Entwicklungslinien in die westliche Moderne sichtbar werden. Das Internationale Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung wird ferner nach weiteren Anknüpfungspunkten, insbesondere im Bereich benachbarter asiatischer Zivilisationen suchen. Mit der ersten Phase des Kollegs, der Erforschung der begrifflichen und philosophischen Hintergründe von „Schicksal“ und „Prognose“, soll bereits im kommenden Semester begonnen werden.

Weitere Informationen:  
[michael.lackner@sino.phil.uni-erlangen.de](mailto:michael.lackner@sino.phil.uni-erlangen.de)

[www.bmbf.de/](http://www.bmbf.de/)

# FEIN

Nicht jeder renommierte Designer ist auch gerne Lehrer. Friederike Girst, Professorin an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg, fasziniert die Arbeit mit jungen Kreativen.

*Gedanken über die Kunst, gutes Design zu vermitteln.*



*Die Schönheit von Papier ist trügerisch, vielleicht sogar gefährlich – eine Zeitschrift übers Scheitern und verpasste Möglichkeiten: Semesterarbeit von Kai Schmitzer an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg.*

# BLICK



**W**arum wir uns mehr um Grafik und Design kümmern sollten? Um es gleich auf den Punkt zu bringen: „Hässlichkeit verkauft sich schlecht.“ In modernen Märkten mit tendenziell Überfluss an Produkten und Dienstleistungen spielt der „ästhetische Gebrauchswert“ eine immer größere Rolle. Die „Aura ist die Botschaft“. Und das gilt nicht nur für visuelle Wahlkampfauftritte, wie jüngst in Amerika bei Barack Obama geschehen, sondern auch für unseren ganz normalen Alltag. In Anbetracht des Einflusses, den Design in unserer Gesellschaft heute hat, wurde es in jüngster Vergangenheit zumindest an den Bayerischen Hochschulen noch etwas stiefmütterlich behandelt. So ist der Studiengang Grafik-Design an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg der einzige an einer bayerischen Kunsthochschule. Es gibt andere Bundesländer, die auf den Kommunikationssektor deutlich mehr Gewicht legen. Dabei ist Grafik-Design ein Bereich, der stetig wächst und als Teil der Kreativbranche, die mit ihrem Umsatz von insgesamt 2,6 Prozent des Bruttosozialprodukts zwischen der Automobilindustrie und der Chemieindustrie anzusiedeln ist, ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Ungeachtet dessen leben und arbeiten natürlich sehr viele bekannte Designer in München und im bayerischen Umland. Wir haben hervorragende Produktdesigner hier, einen Konstantin Grcic oder auch Stefan Diez zum Beispiel, die zum Teil weltweit tonangebend im Möbel- und Tableware-Bereich sind. Es ist also ganz sicher auch im verschnörkelten Bayern genügend Platz für innovatives Design. Das Motto „All art has been contemporary“ gilt schließlich auch für Barockschlösser, Hofgärten, Wallfahrtskirchen und Dirndl. München als Landeshauptstadt von internationalem Rang und die vielen anderen Wirtschaftszentren in Bayern mit ihren namhaften Unternehmen benötigen zunehmend Designer mit einer künstlerischen, eigenständigen Persönlichkeit, die künftig an entscheidenden Positionen der Wirtschaft eine Rolle spielen. Der emotionale Mehrwert eines Produkts führt immer mehr zur Kaufentscheidung – und Design ist hier ein entscheidender Faktor.

**H**istorisch betrachtet, zur Zeit der Avantgarden in den 20er-Jahren, war Deutschland schon einmal sehr stilprägend in diesem Bereich. Das ist heute längst nicht mehr der Fall. Aber im Zeitalter des Internet sehen wir uns gegenwärtig einem neuen grundsätz-

lichen Wandel gegenüber. Sicher sind New York, Holland, Skandinavien und Tokio immer noch wichtige „Hot Spots“ des Grafik-Designs. Die guten Leute können heute aber überall sitzen, in Indien beispielsweise, wie die gegenwärtige Filmszene zeigt, in Island oder sonst irgendwo auf der Welt. Grafik-Design ist eine visuelle Sprache und zeichnet sich damit schon per definitionem durch Internationalität aus. Ob Zeitschriften-Design oder Produkt-Design, es entwickelt sich außerdem immer mehr in Richtung Teamarbeit und Networking. Hier sehen mein Kollege Holger Felten, mit dem ich die Professur am Lehrstuhl teile, und ich die eigentliche Stärke einer Kunsthochschule für den Bereich Grafik-Design. Die Arbeit vollzieht sich von Beginn an fachübergreifend. Nur der direkte Austausch mit anderen Disziplinen schult den Blick, erweitert das Wissen und ermöglicht künstlerisches Schaffen auf hohem Niveau. Das beginnt schon im Kleinen: Ein Künstler will eine Ausstellung machen und fragt bei uns die Gestaltung des Katalog dazu an. Design entsteht durch Auftragsvergabe. Kunst in der Regel nicht – falls der Künstler nicht in Richtung Kunstmarkt schießt, was gegenwärtig leider zu sehr angesagt ist. Natürlich beeinflussen uns neue visuelle Gedanken und experimentelle Projekte aus den verschiedenen Bereichen und Lehrstühlen der Akademie. „Our culture is corporate culture.“ Nicht ganz unkritisch bemerkte das einmal der in Budapest geborene New Yorker Designer Tibor Kalman, der 1994 in Rom die Leitung der international berühmten Benetton-Hauszeitschrift „Colors“ übernahm. Schon früh entwickelte er einen interdisziplinären Design-Stil, der stets hinterfragt und soziale Belange in Betracht zieht. Man kann nur gut sein – und das lässt sich an allen Kreativen, ob Produkt-Designer, Illustrator oder Grafiker, nachvollziehen – wenn man gut informiert ist. Ich brauche eine gute theoretische Basis. Paul Rand sagte einmal,



die Wurzeln des guten Design liegen in der Ästhetik, in der Malerei, in der Zeichnung und in der Architektur. Es ist schon so, dass Grafik-Design Teil unseres kulturellen Ausdrucks ist, immer auch verbunden mit dem Wissen über Vergangenes. Wir alle stehen mit unserer Arbeit auf den Schultern von Giganten – Designer, die Großartiges geleistet haben. Dessen muss man sich für die eigene Arbeit stets bewusst sein. Es gilt ja auch beim Autofahren der Grundsatz, immer nach vorne zu schauen, aber gelegentlich bitte auch mal in den Rückspiegel. Gleichfalls sollte deshalb – nachdem unser Kulturverständnis vom autonomen Kunstwerk schließlich auch auf Kant und Schiller zurückgeht – Grafik-Design an der Hochschule zunächst fernab von Profitmaximierung definiert sein. Gutes Design lässt sich nicht an der Höhe des Etats bestimmen. Qualität hat mit Intelligenz und Durchsetzungsvermögen zu tun. So wie junge Menschen nicht um des Ruhmes willen Künstler werden sollten, kann auch das Erwecken von Aufmerksamkeit nicht der Seinsgrund, sondern allenfalls Begleiterscheinung guten Designs sein. Innovation kann leise sein. Die Gefahr besteht im rasenden Stillstand, einer raumgreifend selbstverliebten Selbstzufriedenheit, was das größte Gift für Kreative ist.

**W**ir erachten es daher als essenziell, dass unsere Studenten im Ausland Praktika machen. Da ist es sicherlich nicht verkehrt, auch nach New York oder nach Helsinki zu gehen, weil diese Städte immer noch pulsieren. Aber ich glaube, dass die Zeit dieser Konzentration und Cluster, wie es vielleicht in den Siebzigern der Fall war, endgültig vorbei ist. Viele Künstler und Designer sind beispielsweise nach Berlin oder andere Zentren gezogen, die billiger sind als New York. Über unsere internationalen Netzwerke im Bereich von Illustration und Kunst, in die Editorial- und Werbeszene hinein, können wir für ausgezeichnete Studenten auch gute Praktika vermitteln. Und ganz prinzipiell, wenn es möglich ist, nehmen wir auch gern Studenten aus dem Ausland mit auf. Wir wählen dabei ausschließlich über die Vorstellungsmappe aus. Unsere Bewerber müssen eines sein: neugierig und nicht zu schnell eitel – wobei eine ganz kleine Prise Arroganz zur reflektierten Selbstbehauptung in einem schweren Wettbewerbsumfeld sicher nie vollends schadet. Studierende sollten experimentierfreudig sein und können gern auch andere Berufe oder Vorstudien mitbringen. Wer sich selbst



### *Friederike Girst*

findet, der ist verloren, hat Max Ernst einmal gesagt. Und damit jene kreativ Suchenden, für die der Weg das Ziel ist, nicht auf der Strecke bleiben, ist es in der Lehre unsere Pflicht und Aufgabe, das richtige Handgepäck für diese Reise zu vermitteln. Kommunikationsvermittlung ist es, was im Grafik-Design eigentlich interessiert. Und da ist es nicht von Nachteil, sich mit anderen Menschen und Materien auseinandergesetzt zu haben. Den Zweifler interessiert es zu forschen und das ist natürlich auch für uns spannend.

**W**as muss gutes Zeitschriften-Design leisten? Es muss vor allem den Betrachter berühren, und es darf nicht beliebig sein. Nun ist in der Zeitungslandschaft in den letzten Jahren in dieser Hinsicht vieles in Bewegung gekommen. Denken wir nur einmal an das SZ-Magazin – nachgerade ein

bayerischer Exportschlager in Sachen Editorial-Design und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus stilbildend. Das Geheimnis des Magazins liegt übrigens darin, dass es keines gibt. Es lebt einfach durch die enorme Arbeit in der Redaktion und der Grafik, die eben anfällt, wenn man ein wöchentliches Magazin herausbringt. Die wesentlichen Faktoren sind Teamarbeit, eine inspirierende Leitung und großartige Mitarbeiter. Wenn wir uns allerdings fragen, wie die Zeitung von morgen aussieht, vermute ich, dass sie bald nur noch online stattfinden wird. Einzig außergewöhnliche Nischenpublikationen wie das preisgekrönte Magazin-032c aus Berlin und Zeitschriften, die immer wieder durch neue Formate, neue Ästhetik, aber auch neue Inhalte überraschen „lassen vergessen, wie deprimierend der Besuch am Zeitungskiosk geworden ist“, wie die New York Times kürzlich schrieb.

Seit 2006 Professorin für Grafik-Design – Visuelle Kommunikation an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. // 2002–2006 Art Director des SZ-Magazin // 1998–1999 Art Director der landesweiten Tageszeitung Weekend Post – National Post, Toronto, Kanada // 1999/2000 Gestaltungstätigkeit beim New York Times Magazine sowie bei Die Woche, Hamburg // U.a. Goldmedaille, Silber- und Bronzemedailen, Art Directors Club Deutschland // Goldmedaille der Society of Publication Design, New York, Silbermedailen, Society of News Design, New York // Silbermedaille Art Directors Club of New York //

Jüngstes Projekt: „Herrschaftszeiten! Vom Leben unter Männern“; Friederike Girst, Herausgeber; DuMont Verlag; ISBN 978-3-8321-9521-2.

85 prominente Frauen in Führungspositionen aus Kultur, Sport, Wirtschaft, Politik und Wissen – Autorinnen und Künstlerinnen setzen sich auf höchst kreative Weise mit dem Patriarchat auseinander



*„Gutes Design lässt sich nicht an der Höhe des Etats bestimmen. Qualität hat einfach mit Intelligenz und Durchsetzungsvermögen zu tun.“*

**D**ie Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, die 1662 als erste Kunstakademie im deutschsprachigen Raum gegründet wurde, versteht sich heute als Kreativlabor mit offenem Forschungsauftrag. Die freien und angewandten Künste bilden die zentralen Lehrbereiche. Friederike Girst und Holger Felten leiten den Lehrstuhl für Visuelle Kom-

munikation der Kunstakademie Nürnberg, den einzigen Lehrstuhl für Grafik-Design an einer Hochschule Bayerns. „Wir wollen den Lehrgang für Grafik-Design in Nürnberg mittelfristig zu einem der wichtigsten Deutschlands aufbauen“, so Friederike Girst und Holger Felten. Ein wichtiger Baustein der Ausbildung ist die Vermittlung neuer Impulse: Für die Vorlesungen werden regelmäßig wichtige



DIE ZUKUNFT

Designer, Journalisten und Schriftsteller sowie renommierte Künstler eingeladen, u.a. die „Designlegende“ Gert Dumbar, der Autor und „Monopol“-Gründer Florian Illies, der Videokünstler Julian Rosefeldt oder der Spiegel-Journalist Moritz von Uslar. Ziel des Studiengangs ist es, konzeptionell starke, gestalterisch versierte und sozial kompetente Absolventen auszubilden, die hoch qualifi-

zierte künstlerische Beiträge erarbeiten können, so das ambitionierte Programm des Professorenteams. Neben einem rigorosen Fokus auf zukünftige Berufsfelder und Praxisbezug wollen sie dabei aber auch die Möglichkeiten der Akademie als Schonraum, in dem Konzentration, längerfristiges Arbeiten und stetes Experiment – Erfolg wie Scheitern – essenziell sind, unbedingt voll ausschöpfen.

*Aufstellung zum Gruppenfoto:  
die Klasse von Friederike Girst und  
Holger Felten*



# WARTET!





## Suvi Häring, 24, Finnland

### *Was hast Du bisher gemacht?*

Nach meinem Abitur am Kunstgymnasium von Savonlinna (Grafik & Raumgestaltung) kam ich nach Deutschland. Durch Zufall landete ich in Nürnberg. Ich wollte von den Professoren zunächst ein Feedback haben, um überhaupt ernsthaft darüber nachzudenken, ob ich Design studieren könnte; ich bin immer noch hier und warte auf den nächsten Zufall, der mich an einen neuen Ort bringt.

### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Lösungen finden. Zum Punkt kommen. Die Regeln brechen. Jeden Tag etwas besser machen. Neue Perspektiven finden. Konzepte erstellen und sie bis ins letzte Detail durchdenken. Spaß haben und es Arbeit nennen. Ich konzipierte meine eigenen Magazine und Zeitungen, seit ich sieben war, führte meine eigenen „Restaurants“ mit selbst entworfenen Logos und Speisekarten, illustrierte Bücher neu, entwarf Kleider und all so was.

### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Ich entwerfe gerade ein Magazin namens „Harmi – the double negative journal“; doppelt negativ ist ja eigentlich wieder positiv. „Harmi“ ist finnisch und heißt „Schade!“ Es ist eine inspirierende Sammlung von Dunklem – nicht als Klischee, sondern dunkel als Gegensatz von Sonnenschein, Happy End und erzwungenem positiven Denken. Das Schlechte im Guten und das Gute im Schlechten sehen. Böse, schlechte, traurige, obskure, schmutzige und zwielichtige Dinge. Man braucht ein bisschen Dunkel um sich, um die Sterne besser zu sehen. Happy Ends sind so langweilig! Das Magazin wird diesen Sommer gedruckt, 96 Seiten auf Englisch und Deutsch.

## Kai Schmitzer, 22, Aschaffenburg

### *Was hast Du bisher gemacht?*

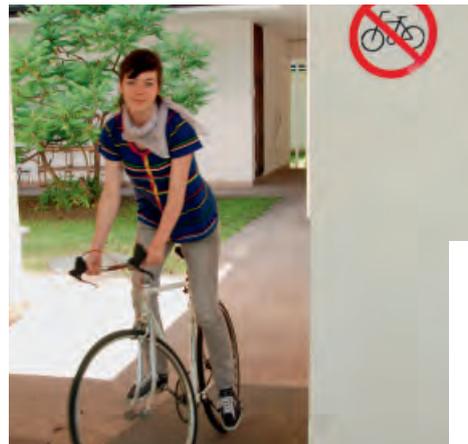
Nach dem Abi habe ich ein freiwilliges soziales Jahr in Thailand innerhalb eines sozialen Projektes mit Kindern angeschlossen. Dabei habe ich auch Englisch-Unterricht gegeben – die brauchten dringend jemanden. Jetzt bin ich im 4. Semester an der Akademie.

### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Grafik-Design ist für mich interessant wegen der Leute, die es beleben, wie Eike König beispielsweise oder Stefan Sagmeister, der in New York CD-Cover-Designs und Packaging umsetzte und berühmte Titelseiten gestaltete, wie für das Designmagazin „Print“ oder die New-York-Ausgabe des japanischen Designmagazins „Idea“. Seine Herangehensweise und der fließende Übergang zwischen Design und Kunst begeistern mich. Am meisten interessiert mich der Print-Bereich. Ich kann mir zwar vorstellen, später auch einmal auf einem Ponyhof zu landen, aber am liebsten wäre mir eine kleine Design-Agentur mit persönlicher Atmosphäre, in der man mit Herzblut arbeiten kann. Und ich würde gern an wechselnden Orten arbeiten, vor allem im Ausland, im asiatischen Raum vielleicht oder in San Francisco.

### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Mein letztes Projekt war meine Semesterarbeit, ein „Magazin des Scheiterns“. Man musste es kaputt reißen, um den Inhalt zu sehen. Darin sind alle Arbeiten enthalten, die ich im vergangenen Semester gemacht habe. Letztes Semester ist bei mir einiges schiefgelaufen – es wurden Dinge falsch veröffentlicht, eine Corporate Identity für eine Galerie wurde nicht umgesetzt – lauter solche Sachen eben. Das habe ich kreativ aufgearbeitet.



## Ludwig Janoff, 25, Nürnberg

### *Was hast Du bisher gemacht?*

Ich habe fünf Semester Politik in Erlangen studiert, bis ich gemerkt habe, dass ich das, was Freunde von mir hier an der Akademie lernen, eigentlich auch sehr gut kann.

### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Es macht mir Spaß, für andere zu gestalten, mich in die verschiedensten Konzepte hinein-zudenken und ein Produkt zu kreieren, das mir gefällt und gleichzeitig der Aufgabenstellung des Auftraggebers entspricht. Ich bin momentan noch stark im Zweidimensionalen verhaftet: Das Papier, die Oberfläche sind für mich interessant, und die Typografie. Mich interessiert insbesondere die Arbeit im Bereich des Editorial Design; so könnte ich mir später gut eine Mitarbeit an interessanten Magazinen vorstellen, am „Zeitmagazin“ vielleicht oder an „Dummy“ oder an einem Magazin eines anderen kleinen Verlages – gern im Ausland oder in Berlin.

### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Wir arbeiten momentan alle an unserer Ausstellung im Neuen Museum in Nürnberg, und ich speziell an meiner Arbeit zum Vordiplom: Ein CD, ein Erscheinungsbild für ein Literaturfestival, „Literatur-Update Bayern 2010“. Das ist keine konventionelle Literaturveranstaltung, sie soll vielmehr bisherige Grenzen überschreiten, womöglich sprengen, und dabei auch in andere mediale Bereiche übergehen. Das Thema kommt meiner Neigung zur Typografie sehr entgegen, denn Schrift ist hier natürlich ein wesentliches Moment. Aber es sind gleichzeitig auch anderen Textformen zu berücksichtigen.



### Beate Zollbrecht, 25, Dachau

#### *Was hast Du bisher gemacht?*

Nach dem Abi habe ich eine Ausbildung als Holzbildhauerin absolviert und ein Jahr an der Akademie in München Bildhauerei studiert. Auf keinen Fall wollte ich Grafik-Design an einer Fachhochschule studieren. Hier an der Akademie muss man sich sehr viel selbst einteilen, das finde ich lehrreich; man hat ja nicht regelmäßig wöchentlichen Unterricht.

#### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Bei der Bildhauerei ging es letztlich immer darum, was mich selbst interessiert. Im Grafik-Design arbeitet man viel im Team, für Kunden oder Auftraggeber. Das finde ich schön. Wenn sich im besten Fall dann andere über das Ergebnis freuen, macht mir das Freude. Früher dachte ich, ich würde gern zu einer coolen Zeitschrift gehen, aber wer weiß, ob es in fünf Jahren überhaupt noch so viele Zeitschriften wie gegenwärtig gibt. Wichtiger ist mir das Umfeld, in dem ich arbeite, die Leute. Ich bin kein Großstadtmensch.

#### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Ich bin im 2. Semester und lerne momentan die verschiedenen Grafik-Programme, wie „final-cut“ zum Beispiel, ein Videoschnitt-Programm. Und für unsere gemeinsame Ausstellung arbeite ich gerade an einem Projekt, bei dem Zeitungsausschnitte mit Illustrationen überzeichnet werden. Ich experimentiere gerne mit Dingen, die vorhanden sind, und verändere sie.

### Korbinian Schmidt, 29, München

#### *Was hast Du bisher gemacht?*

Ich habe Theologie mit Diplom beendet und schreibe derzeit neben meinem Studium an der Akademie gleichzeitig noch an der Doktorarbeit.

#### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Man muss kreativ sein, muss etwas herstellen, aber gleichzeitig innerhalb bestimmter Grenzen bleiben; man muss den Kundenwunsch beachten und es muss irgendwie funktionieren. Man ist eben nicht so frei wie in der Kunst. Ich würde gerne im Illustrationsbereich weiter tätig bleiben, könnte mir aber auch vorstellen, in einer klassischen Werbeagentur zu arbeiten. Ich glaube nicht, dass man Theologie und Grafik-Design unbedingt verbinden muss. Ich werde ja öfter mal gefragt, ob ich beim „L'Osservatore Romano“, der Vatikanzeitung in deutscher Sprache arbeiten möchte – die Verbindung ist einfach in mir. Berlin, München oder New York wären meine favorisierten Arbeitsstätten. In München bin ich aufgewachsen, Berlin ist die interessanteste Stadt in Deutschland – freier und lockerer als andernorts – und New York, weil man dort ganz einfach andere Luft schnuppert und irgendwie alle großen Kreativtätigkeiten mal da waren.

#### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Derzeit arbeite ich an Filmen für unsere Ausstellung. Sie stellen irgendeine Nonsens-Situation dar. Eine Frau beispielsweise, die an der Bushaltestelle steht und urplötzlich zu schreien beginnt, 20 Sekunden lang. Dann kommt der Bus und sie steigt ein. Auf die Idee kam ich über Horrorfilme, da kreischen Menschen auch völlig sinnlos, obwohl sie doch wegrennen könnten.



### Berndt Benjamin, 24, Schwabach

#### *Was hast Du bisher gemacht?*

Nach dem Abitur kam der Zivildienst, Behindertenfahrdienst. Jetzt bin ich im 6. Semester an der Akademie.

#### *Was magst Du an Grafik-Design?*

Ich würde mich als Generalist bezeichnen. Mich interessiert vor allem die Forschungsarbeit mit Medien. Die Frage zum Beispiel, wie sich ein Plakat weiterentwickeln kann. Derzeit befasse ich mich wieder stärker mit Fotografie. Man lernt hier ständig Neues: Typografie, Illustration, Flash Filme. So kristallisieren sich gewisse Phasen und Schwerpunkte heraus. Das Arbeiten mit Papier und Farben wird bleiben. Und das Interesse an der Zeitschrift. Aber vielleicht nicht so sehr als Informationsträger, eher als Kunstwerk. Als künftiger Arbeitsort reizt mich Skandinavien. Ich schätze die Design-Auffassung dort, die klare, stringent durchdachte Linie.

#### *Welches Projekt bearbeitest Du zurzeit?*

Momentan forsche ich über Plakate. Dabei habe ich das Thema auf die Aussage fokussiert, dass ein Plakat eine Botschaft im Raum vermittelt. Darauf aufbauend entwickle ich neue Plakatideen. Zum Beispiel dreidimensionale Plakate; oder Plakate, die in der Stadt über Textbausteine miteinander kommunizieren. Dabei beschäftige ich mich auch mit digitalen Sendetechniken und Codes. Das Plakat ist ein wunderbares Medium. Man muss die Botschaft verdichten und reduzieren und ganz klar bleiben. Die 20er-Jahre-Plakate, auch Holzschnitttechniken, und das Bauhaus sind meine Vorbilder. Demnächst trete ich ein zweimonatiges Praktikum in New York bei einem ehemaligen Assistenten von Stefan Sagmeister an.

Violino principale

Allegro, molto appassionato.

Solo.



*cresc. -*

*cresc. f*

Tutti.

# Intuition



# Intellekt



Mit musikalischen Ausnahmetalenten kennt sich Ana Chumachenko aus. Nicht von ungefähr: Die renommierte Geigerin war selbst ein Wunderkind. Als Pädagogin ist sie bis heute „immer noch am Lernen“.

**A**na Chumachenko genießt als Sologeigerin und Kammermusikerin ebenso großes Ansehen wie als Lehrerin. In ihrer Geigenklasse an der Hochschule für Musik und Theater in München werden hervorragende Musikerinnen und Musiker ausgebildet. Nicht wenige der Absolventen profilieren sich als Preisträger in wichtigen Wettbewerben und konzertieren als Solisten mit international bekannten Orchestern. Für ihre künstlerischen und pädagogischen Leistungen wurde Ana Chumachenko mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Kulturpreis Bayern 2006 und dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland 2007. In der Öffentlichkeit möchte die Geigenprofessorin eigentlich nur als Musikerin wahrgenommen werden. Ihre persönlichen Erfahrungen und Ansichten teilt sie in der Regel nur im Kreis ihrer Studenten, Freunde und Kollegen mit. Doch für „Bayerns Beste“ machte Ana Chumachenko eine Ausnahme und erklärte sich bereit, in einem Interview über ihre Arbeit mit jungen Talenten zu sprechen.

*Zu den jungen Sologeigern, die zurzeit international erfolgreich sind, zählen auffallend viele Frauen. Ist die Geige ein Instrument, das Frauen besonders liegt?*

Ana Chumachenko: Musik hat kein Geschlecht. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, sich auf der Geige auszudrücken. Julia Fischer, Arabella Steinbacher und Lisa Batiashvili, die bei mir studiert haben und mittlerweile auf vielen Konzertbühnen zu Hause sind, spielen nicht ausgesprochen weiblich; sie sind einfach ganz ausgezeichnete Musikerinnen. Vielleicht bringt man jungen Frauen zurzeit im Musikgeschäft besonders viel Interesse entgegen. Da gibt es wohl einen gewissen Trend. Ich habe keine Präferenzen für weibliche oder männliche Studenten. Es hat sich einfach so ergeben: In manchen Jahren kamen mehr Gei-

gerinnen, in anderen Jahren mehr Geiger. Eigentlich gab es in meiner Klasse immer eine gute Balance. Zurzeit sind etwa 70 Prozent meiner Studenten männlich. Nicht alle Absolventen, die sehr gut waren, hatten dieselben Chancen. Eine internationale Karriere ist ja immer auch ein bisschen Glücksache.

*Bei Ihnen studieren zu dürfen gilt als Auszeichnung. Nach welchen Gesichtspunkten suchen Sie Ihre Studenten aus?*

Das technische Niveau der jungen Leute, die heute Geige studieren, ist allgemein sehr hoch. Ich habe das Glück, dass sich bei mir Studenten bewerben, die in ihrem Spiel schon sehr weit fortgeschritten sind. Wenn man so viele Jahre unterrichtet hat, entwickelt man eine Art Intuition. Man spürt: Ja, mit diesem Studenten oder mit dieser Studentin könnte ich sehr gut zurechtkommen, da sehe ich gute Entwicklungsmöglichkeiten. Es gibt aber auch Studenten, die wunderbar spielen und die mir doch das Gefühl vermitteln, dass wir kein gutes Team bilden werden. Das ist manchmal bei den schon etwas älteren Studenten der Fall. Die sind in ihrer Art des Spiels mitunter bereits recht festgelegt und möchten keine neuen Wege gehen. Für meine Art des Unterrichts ist es jedoch wichtig, dass die jungen Geiger und Geigerinnen die Bereitschaft zum Suchen und Ausprobieren mitbringen. Es geht ja darum, dass sie die Anregungen des Lehrers nicht einfach passiv aufnehmen, sondern als Hilfe verstehen. Wenn meine Studenten begriffen haben, dass ich sie dabei unterstützen möchte, ihre eigene musikalische Sprache zu finden und auszubilden, machen sie oft erstaunlich rasch Fortschritte.

*Musikalische Wunderkinder sind ein Phänomen, das viele Menschen fasziniert. Welche Erfahrung haben Sie mit Wunderkindern?*

Ein ausgesprochenes Wunderkind war Julia Fischer; sie hat schon als Vierjährige ange-

fangen Geige zu spielen, aber nicht, weil man seitens der Eltern Druck gemacht hätte. Es war einfach ihre Veranlagung, die sich da bemerkbar gemacht hat. Sie hat ja auch schon sehr früh an Wettbewerben teilgenommen. Auch viele andere meiner Schüler und Schülerinnen haben schon sehr früh mit dem Geigen begonnen, aber jedes Kind hat ein anderes Temperament. Deshalb schätze ich die Bezeichnung „Wunderkind“ auch nicht so sehr. Ich mag es überhaupt nicht, wenn ehrgeizige Eltern und Lehrer ihre talentierten Kinder unter Druck setzen, um sie vorzuzeigen und sich im Erfolg zu sonnen. Die Frage der richtigen Förderung einer musikalischen Begabung muss von Kind zu Kind, von Elternhaus zu Elternhaus, von Lehrer zu Lehrer individuell beantwortet werden. Da gibt es keine Schablone. Meine Schülerinnen Julia Fischer, Arabella Steinbacher, Lisa Batiashvili und Veronika Eberle waren alle Wunderkinder, aber keine, die man nur so vorzeigt. Sie waren schon früh sehr reif. Die musikalische und menschliche Entwicklung muss man unbedingt beachten. Es ist deshalb wichtig, dass Wunderkinder nicht zu stark behütet werden und eine normale Schulausbildung erhalten. Ich denke dabei nicht nur an die Entwicklung des Intellekts, sondern auch an die Ausbildung der sozialen Fähigkeit, sich mit den Schwierigkeiten anderer Menschen auseinandersetzen zu können.

*Sie waren selbst ein Wunderkind und standen bereits mit 18 Jahren am Beginn einer internationalen Karriere als Sologeigerin. Helfen Ihnen die Erfahrungen Ihrer eigenen musikalischen Ausbildung bei Ihrer pädagogischen Arbeit?*

Ich bin froh, dass ich als Kind und als Jugendliche nicht in das Korsett einer bestimmten Geigen-Schule gezwängt wurde. Dadurch, dass ich als junge Geigerin viele Einflüsse von sehr verschiedenen Künstlern verarbeitet habe, bin ich schon früh selbst-

*„Ein Kind, das sich früh mit Musik befasst, zeichnet sich oft durch eine erstaunliche Wachheit des Denkens aus. Disziplin, konzentriertes Lernen und intellektuelle Vielseitigkeit sollten sicherlich nicht die Hauptziele der musikalischen Erziehung sein; sie sind aber selbstverständliche und durchaus erfreuliche Nebenprodukte.“*



*Ana Chumachenko hilft talentierten Geigenstudenten, ihren persönlichen musikalischen Ausdruck zu finden.*



*Die Hochschule für Musik und Theater München genießt als Ausbildungsstätte für junge Instrumentalisten, Sänger, Dirigenten, Tänzer, Schauspieler und Regisseure hohes Ansehen (Fotos links).*



„Technik besteht nicht nur in der Fähigkeit, schnell oder laut zu spielen und Stücke zu bewältigen. Sie ist das Werkzeug für die musikalische Aussage.“



An der Kronberg Academy gibt Ana Chumachenko Kurse für junge Musiker, die eine Karriere als Sologeiger anstreben (Foto links und oben).

Die junge Geigerin Julia Fischer, die bei Ana Chumachenko studierte, ist heute eine international gefragte Künstlerin. Seit 2006 unterrichtet die heute 26-Jährige an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main (Foto Mitte unten).

ständig geworden. Als Pädagogin habe ich daher eine gewisse Offenheit und Flexibilität für unterschiedliche Wege des Lernens entwickelt. Ich orientiere mich bei meinem Unterricht nicht am starren Schema einer Schule, die man Schritt für Schritt absolvieren muss. Ich zeige vielmehr verschiedene Möglichkeiten auf, ein Problem zu lösen. Ein derartiges Problem besteht ja immer darin, dass man etwas musikalisch nicht so ausdrücken kann, wie man es möchte. In der Beschäftigung mit einer technischen Schwierigkeit und den Möglichkeiten, diese zu bewältigen, lernen meine Studenten, selbstständig zu denken und ihre eigenen Ideen zu entwickeln. Es ist sehr gut, wenn ein junger Musiker selbst erkennt, welche Anregungen er braucht um voranzukommen. Jeder Geigenschüler ist ja nicht nur in seiner Persönlichkeit, sondern auch in seinen körperlichen Voraussetzungen anders disponiert. Wenn ein Schüler noch recht jung, also neun oder zehn Jahre alt ist, muss man als Lehrer die notwendige Sensibilität aufbringen, um zu

erkennen, welcher Weg der richtige ist. Denn es geht schließlich darum, dieser kleinen Person zu helfen, ihre ganz einmalige Art des musikalischen Ausdrucks auszubilden. Man sagt über meine Studenten, dass sie auf eine ganz unterschiedliche Weise spielen würden. Man könne nicht erkennen, dass eine bestimmte Schule dahintersteckt. Das ist für mich das größte Kompliment.

*Stimmt es, dass manche Wunderkinder in der Phase des Erwachsenwerdens mit ihrem Geigenspiel in eine Krise geraten?*

Ja, das kommt häufiger vor. Der Geiger Yehudi Menuhin ist in dieser Hinsicht wohl das bekannteste Beispiel. Wenn Wunderkinder jahrelang ganz selbstverständlich musizieren und irgendwann einmal aus eigenem Antrieb anfangen, darüber nachzudenken, was sie da eigentlich machen, gelingt ihnen vieles, was sie bis dahin intuitiv beherrscht haben, plötzlich nicht mehr. Durch eine sensible pädagogische Betreuung kann man Wunderkindern helfen, diese Krise zu vermeiden.

Als Lehrer muss man ihnen schon sehr früh und ganz behutsam erklären, aus welchen Gründen das, was sie intuitiv machen, richtig und gut ist. Die Intuition ist ja die tragende Kraft; sie ist das Leben, das sich äußert. Der Intellekt ist dazu da, dieses Wunder zu verstehen.

*Sie geben regelmäßig Meisterkurse. Wie wichtig sind diese für Ihre Arbeit?*

Meisterkurse sind immer recht schön – eine kurze Romanze, die sehr inspirierend sein kann. Doch wie die jungen Geiger und Geigerinnen die Anregungen daheim verarbeiten, darauf hat man als Dozent keinen Einfluss. Die wirklich verantwortungsvolle pädagogische Arbeit findet dort statt, wo man mit den Studenten jede Woche arbeitet. Es ist ja nicht so, dass alle Studenten von Anfang an und ganz kontinuierlich schnelle Fortschritte machen. Manche haben spezielle Probleme beim Spielen, die immer wieder auftauchen; manchmal gibt es auch Schwierigkeiten in der Familie, mit einer Freundin oder einem



Freund oder finanzielle Sorgen. Das ackert man als Lehrer zusammen mit den Studenten alles durch. Auch wenn es manchmal sehr anstrengend ist – meine Beharrlichkeit zahlt sich oft aus. Wenn ich schließlich einen Weg gefunden habe, einem jungen Menschen in seiner musikalischen Entwicklung zu helfen, und wenn ich sehe, wie dessen Persönlichkeit plötzlich aufblüht, macht mich das immer sehr glücklich.

#### *Haben herausragende Musiker eine besondere Verantwortung?*

Unbedingt. Ich denke da zum Beispiel an die Beurteilung von Nachwuchskünstlern, etwa im Rahmen von Wettbewerben: Dort präsentieren sich junge Musiker ja heutzutage durchweg auf einem sehr hohen technischen Niveau. Und in den Jurys sitzen viele angesehene und sogar berühmte Persönlichkeiten. Die haben eine sehr hohe Verantwortung: Wem gibt man einen ersten Preis? Viele junge Musiker nehmen sich ja einen ersten Preisträger zum Vorbild. Ich habe in vielen Jurys

gegessen und ich bin ein paar Wettbewerben, wie etwa dem Jean-Sibelius-Wettbewerb, emotional sehr verbunden, aber ich bin oft nicht einverstanden mit der Art und Weise, wie Wettbewerbe heutzutage funktionieren. Es ist nicht unbedingt richtig, demjenigen den Preis zu geben, der beim Publikum am besten ankommt. Manchmal haben andere Teilnehmer musikalisch mehr zu sagen und sind als Vorbild für junge Menschen besser geeignet. Als Musiker sollten wir ja nicht den Geschmack der Zuhörer zum Maßstab erheben, und wir dürfen uns auch nicht nach den kommerziellen Interessen der Medien und Plattenfirmen richten. Wir müssen vielmehr versuchen, durch eine künstlerisch ernsthafte Arbeit zu überzeugen und das Publikum so vielleicht auch ein wenig zu erziehen. Zum Glück gibt es auch heute viele junge, begabte Musiker, die nicht so sehr am materiellen Erfolg interessiert sind, sondern vor allem nach Einfachheit und Ehrlichkeit streben.

### *Ana Chumachenko*

wurde 1945 in Padua geboren und wuchs in Argentinien auf. Als musikalische Wunderkinder wurden Ana und ihr Bruder Nicolas schon früh durch öffentliche Konzertauftritte berühmt. Mit 17 Jahren kam die junge Geigerin nach Europa. Yehudi Menuhin wurde für sie als Mentor besonders wichtig. Mit 18 Jahren gewann Ana Chumachenko den Carl-Flesch-Wettbewerb in London und stand damit am Beginn einer internationalen Karriere als Sologeigerin. Mit 19 Jahren heiratete sie den Bratschisten Oscar Lysy. Das Paar lebte eine Zeit lang in Zürich und in Portugal und zog dann mit seinen zwei kleinen Kindern nach München, wo Oscar Lysy Solobratschist im Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks wurde. 1971 gewann Ana Chumachenko im Königin-Elisabeth-Wettbewerb in Brüssel die Silbermedaille und erhielt nun viele Konzertangebote als Solistin, widmete sich in den folgenden Jahren aber vor allem der Kammermusik. 1972 gründete sie zusammen mit Oscar Lysy und dem Cellisten Walter Nothas das Münchner Streichtrio. Das renommierte Ensemble hatte Konzertauftritte in vielen Ländern. 1978 erhielt sie eine Stelle als Gastprofessorin an der Menuhin-Akademie in Gstaad, die sie zehn Jahre lang innehatte. Seit 1988 ist Ana Chumachenko Professorin für Geige an der Hochschule für Musik und Theater in München. Bei internationalen Wettbewerben war sie häufig in der Jury vertreten. Bis heute leitet sie regelmäßig Meisterkurse und gibt Konzerte, sowohl als Solistin als auch als Mitglied von Kammermusikensembles.

[www.musikhochschule-muenchen.de](http://www.musikhochschule-muenchen.de)

# HAUS OHNE BÜCHER



Poesie im Dienste der Völkerverständigung – die Texte von Nevfel Cumart lösen bereits ein, wofür sie plädieren: gegenseitige Achtung, Verständigung und Hoffnung. Ein Dichter auf der Suche nach den Triebkräften seines Schaffens.





*Nevfel Cumart in der Buchhandlung Hübscher in Bamberg*

In den Tagen, in denen ich diesen Beitrag schreibe, ist meine Tochter Amelia acht Jahre und fünf Monate alt. Vieles in ihrem Leben unterscheidet sich von meiner Kindheit und Jugend. Meine Tochter hat in ihrem bisherigen Leben insgesamt nur fünf Nächte ohne ihre Mutter verbracht. Ich hingegen verbrachte sehr viele Monate meiner ersten Lebensjahre ohne meine Mutter. Sie war schwer krank und lag in Krankenhäusern. Ich war in der Obhut zweier Tanten, an deren Brüsten ich Milch trank. Meine Tochter hat schon viele Länder dieser Welt gemeinsam mit uns bereist. Thailand, Indien, Singapur, Indonesien und andere Länder in der Ferne gehören genauso dazu wie Frankreich, Italien, Österreich und Polen vor unserer deutschen Haustür. Ich hingegen unternahm meine erste Reise mit meinen Eltern im Alter von neun Jahren, wenn man es überhaupt eine Reise nennen mag: Wir fuhren mit einem alten Opel Kadett im norddeutschen Stadel los, fuhren durch Deutschland, Österreich, Jugoslawien, Bulgarien und noch mal 1000 Kilometer quer durch die Türkei in das südtürkische Adana. Dort, in einer kleinen, stickigen Gasse, aus der meine Eltern stammten, besuchten wir die Verwandten. „Urlaub“ im Sinne von Verreisen und Erholung gab es in unserer Familie damals nicht. Im Wortschatz meiner kleinen Tochter gehört dieses Wort zum festen Repertoire.

Meine Tochter besitzt weit über hundert Bücher, die meisten in deutscher Sprache, viele auch in Griechisch und einige in Türkisch und Englisch. Die „alten“ Klassiker von Astrid Lindgren und Erich Kästner sind genauso darunter wie die „neuen“ Klassiker von Cornelia Funke und Paul Maar. In den letzten fünf, sechs Jahren verging sicher kaum ein Tag in ihrem Leben, an dem sie nicht etwas vorgelesen bekam oder selbst etwas las. Ich hingegen bin in einem Haus ohne Bücher aufgewachsen. Es war ja niemand da, der sie hätte lesen können. Meine Mutter konnte nicht lesen und schreiben, mein Vater mehr schlecht als recht. Mit heutigem Vokabular würde man uns als eine „Migrantenfamilie aus einer bildungsfernen Schicht“ bezeichnen. Dass aus mir mal ein Schriftsteller werden würde, war damals bestimmt nicht abzusehen.

Irgendwann, ich glaube, ich war damals elf Jahre alt, hatte ich den innigen Wunsch, Bücher zu lesen. Ich entschloss mich eines Nachmittags, mir von unseren Nachbarn ein Buch auszulihen. Ich klingelte bei ihnen und bat die Nachbarin, mir das Brockhaus Lexikon zu geben. (Mir hatte damals niemand verraten, dass man ein Lexikon nicht „liest“, sondern nur etwas darin nachschlägt ...) Wer weiß, was unsere überraschte Nachbarin sich insgeheim dachte. Auf jeden Fall lächelte sie und versprach, mir „ein schöneres Buch“ mitzugeben als das Lexikon. Fünf Minuten später

ging ich mit dem Buch „Der letzte Mohikaner“ nach Hause, einem der Bände aus der berühmten amerikanischen Saga „Der Lederstrumpf“ von James F. Cooper. Das Buch gefiel mir so sehr, dass ich es mir später von meinem Taschengeld kaufte.

Ich kann nicht so schreiben wie ein 45-jähriger Bamberger, und er wiederum nicht so wie ich, denn wir haben unterschiedliche Biographien, haben völlig unterschiedliche Sozialisierungen durchlaufen. Mein Vater ist kein, sagen wir mal, Schuhmacher namens Johannes, der bereits in der vierten Generation in Oberfranken heimisch ist. Meine arabischstämmigen Vorfahren flohen unter erbärmlichen Umständen aus Syrien in die Region um die südtürkische Stadt Adana. Später verließ meine Familie diese Region, in der die Malaria viele Menschenleben vernichtete. Sie zog weiter und gelangte auf den Spuren des Brotes bis nach Norddeutschland. Zwei Jahrzehnte später zog ich allein weiter – diesmal auf den Spuren des Studiums nach Bamberg. Das sind meine Wurzeln, die mir neben der türkischen auch die arabische Kultur auf den Weg gaben – und die deutsche Sprache.

Ich glaube, dass ich auch ein Dichter wäre, wenn ich einen fränkischen Stammbaum hätte. Meine Überzeugung ist: Man ist mit dem Herzen Dichter und ganz gleich, wo man lebt, die Gedichte würden sich Bahn brechen. Ich habe mich auch nicht bewusst und geplant hingeworfen und damit begonnen Gedichte zu verfassen, es hat sich unbewusst so ergeben. (Wenn ich ganz ehrlich bin: Ich war mir damals dessen gar nicht bewusst, dass ich Gedichte schreibe ...) Deswegen sage ich immer: „Mich hat es mit 17 Jahren erwischt“ und nie „Ich habe mich mit 17 Jahren entschlossen Gedichte zu schreiben“. Allerdings denke ich, dass ich als fränkischer Dichter (vom Stammbaum her) sicher auch noch andere Themen und in einer anderen Sprache aufgreifen würde.

Vor dem Hintergrund meiner türkisch-arabischen Familiengeschichte liegt es nahe, dass die Auswirkungen der Migration und die Identitätssuche zwischen den Welten, aber auch die Situation in der Türkei, der Heimat meiner Verwandten, große Themenbereiche meiner Literatur sind. Aber es kommen auch andere Themen hinzu: Umwelt- und Naturschutz, Hoffnung, Tod, Glaube, Gottessuche und die Kritik an gesellschaftlich-politischen Zuständen, nicht nur in Deutschland und der Türkei. Nicht zu vergessen das Motiv der Liebe. Alle meine Gedichtbände enthalten ein Kapitel über diese und ein Band besteht sogar ausschließlich aus Liebesgedichten. (Erstaunlich oder nicht: Der Band mit Liebesgedichten ist mit zehn Auflagen der bestverkaufte meiner Bücher.) Die Themenliste ließe sich fortsetzen. Vor acht Jahren

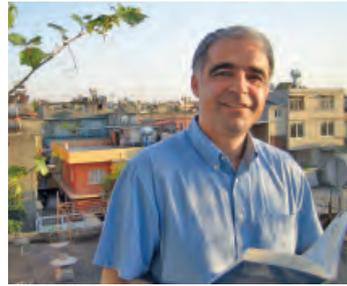
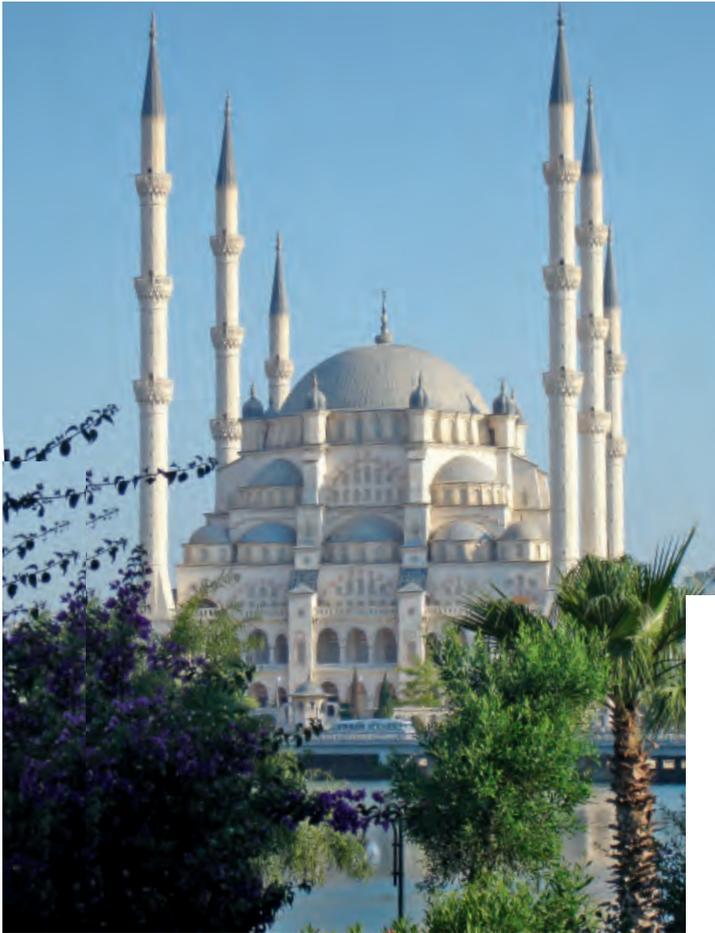
*„Ich halte die Literatur für einen sehr guten Weg, um in der interkulturellen Begegnung Inhalte zu vermitteln, einen guten Weg, sich kennen zu lernen, mehr voneinander zu erfahren.“*



*„Ich bin gerne an Schulen und arbeite gerne mit Jugendlichen, weil ich das Gefühl habe, ihnen noch etwas vermitteln zu können. Bei Jugendlichen kann man noch etwas gegen falsche Bilder, Klischees und auch gegen Vorurteile bewirken.“*

und fünf Monaten kam noch ein neues „Thema“, besser gesagt eine neue Quelle der Inspiration hinzu: meine Tochter. Nach über 25 Jahren Lyrikschreiben steht für mich fest: Kein Thema lässt sich ausschließen, kein Thema wird ausgespart. Ich verfasse meine Literatur ausschließlich auf Deutsch. Das ist die Sprache, die ich am besten beherrsche. Doch die Inhalte werden sprachlich, literarisch und auch kulturell von dem türkisch-arabischen Hintergrund geprägt. In vielen Beiträgen über mich wird diese „Färbung“ meiner Lyrik angesprochen, in einer Rezension heißt es sogar „die orientalische Würze“. Ich weiß, dass einige meiner Leser besonders diese Sprachelemente, Bilder und Metaphern an meinen Gedichten schätzen, die aus dem türkisch-arabischen Hintergrund heraus kommen. Aber ich sitze natürlich nicht mit einem orientalischen „Wortstreuer“ am Schreibtisch, die Bilder finden mich.

**T**ürkisch und Arabisch eignen sich viel besser für Poesie als Deutsch, wegen des Sprachaufbaus und der Kürze der Ausdrucksweise. Aber es hilft mir nichts zu wissen, wie blumig, kurz und prägnant Arabisch für Poesie sein kann, wenn ich nicht so gut Arabisch oder Türkisch beherrsche, um meine Gedichte zu verfassen. Deutsch ist meine „Umgangssprache“, meine „Literatursprache“, meine stärkste Sprache. Also „begnüge“ ich mich mit dem etwas umständlichen Deutsch. Damit kann man aber auch schon einiges erreichen. Denn eine Sprache ist ja nur so



*Für den Film „Meine Heimat ist die Fremde“ reiste Nevfel Cumart mit einem Filmteam in die türkische Stadt Adana, die Heimat seiner Eltern und Verwandten. Das Porträt über den Dichter, der sich als Grenzgänger zwischen verschiedenen Kulturen versteht, wurde am 17. August 2009 vom Bayerischen Fernsehen ausgestrahlt.*

stark wie der Mensch, der sie benutzt, sie zu benutzen in der Lage ist. Die Frage nach Wunsch und Wirkung der Literatur ist (fast) genauso alt wie die Literatur selbst. Der Wunsch sich mitzuteilen und die Verarbeitung innerer Prozesse sind wohl die zwei vordergründigen und dringlichen Auslöser für das Schreiben. Als während der Schulzeit mein erstes Buch veröffentlicht wurde, hatte ich keinerlei Vorstellungen über eine schriftstellerische Laufbahn im Hinterkopf. (Mehr noch: Ich wollte damals auch nicht Schriftsteller werden, ich wollte eine akademische Karriere als Professor machen.) Ich schrieb einzig und allein für mich. An meiner damaligen Haltung hat sich bis heute – auch als freiberuflicher Schriftsteller – prinzipiell nichts geändert. Nach wie vor schreibe ich in erster Linie für mich. Und ich bin der Auffassung, dass ein ordentlicher Dichter dies auch tun sollte. Es wäre verheerend für meine Lyrik, wenn ich meine Texte auf ein Publikum hin verfasste.

**Ü**ber diese erste Entstehungsebene hinaus gibt es natürlich andere. Eine von ihnen ist die Ebene der gezielten Publikation. Wenn ich zum Beispiel ein Gedicht über Umweltverschmutzung schreibe, so geschieht dies, weil mich bestimmte Entwicklungen stören, mich bewegen und alarmieren. Wenn aber dieses Gedicht in einer Zeitschrift einer Umweltschutzorganisation veröffentlicht wird, so erhält es einen völlig anderen Rahmen, erzielt eine bestimmte Wirkung. Diese Wirkung ist

wünschenswert, aber nicht beabsichtigt. Anders gesagt: Ich schrieb dieses Gedicht nicht für diese Umweltschutzorganisation. Einzig das geschriebene Wort zählt. In den meisten Fällen muss es für eine Rezeption ausreichen. Den Autor oder die Autorin haben wir nicht zur Hand, um Fragen zu stellen. Somit stimmen Intention des Autors und Rezeption der Leserschaft nicht immer überein. Anders gesagt: Die Literatur wird einmalig geschrieben, rezipiert wird sie aber aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Und das ist gut so.

**I**n Zeitungsartikeln über mich und meine Veranstaltungen bezeichnen mich Journalisten oft als „Brückenbauer“ oder „Vermittler zwischen den Kulturen“. So etwas zu sein war kein „Berufswunsch“ von mir. Eigentlich bin ich, ohne es zu wollen, von klein auf in diese Rolle hineingewachsen. Ich bin in Stade in einer Siedlung aufgewachsen, die aus vier großen Wohnblöcken bestand und in der rund 300 türkische und kurdische Arbeiterfamilien wohnten. Die Männer arbeiteten alle an den Hochöfen der dortigen Aluminiumwerke. Mein Vater war innerhalb der Siedlung hoch angesehen, er genoss viel Achtung unter den Landsleuten, obwohl er keine Schulbildung hatte und nur ein einfacher Arbeiter war. Viele Landsleute kamen zu uns, wenn sie Hilfe brauchten oder irgendwelche Probleme hatten. Und da ich bei uns in der Familie der Einzige war, der gut Deutsch sprach, musste ich sehr oft helfen. Übersetzen bei Ärzten, in Krankenhäusern, vor Gericht, auf Ämtern und



Zusammen mit seiner griechischen Ehefrau Sofia Kutsopapa posiert Nevfel Cumart an der Siebenschläferkapelle in Stegaurach bei Bamberg. Die katholische Prägung der bayerischen Kulturlandschaft gehört für den Muslim Cumart zu den Selbstverständlichkeiten seines heimischen Umfelds.

## Die Farben der Fremde

*Bayerische Schülerinnen und Schüler schreiben über Heimat, Freundschaft und Identität.*

Im Rahmen des Projektes „Literarische Brücken bauen“ leitete der deutsch-türkische Schriftsteller Nevfel Cumart kreative Schreibwerkstätten an sechs Haupt- und Realschulen in Bayern. Der Leitgedanke war, dass Jugendliche deutscher und nichtdeutscher Herkunft gemeinsam unter professioneller Anleitung eines Schriftstellers literarische Texte zu den Themen Toleranz, Völkerverständigung, Heimat und Fremde verfassen. Insgesamt nahmen rund 150 Schülerinnen und Schüler aus den 7. bis 9. Klassen an diesem Literaturprojekt teil, das bislang in Bayern einmalig ist. Dieser Band versammelt eine Auswahl der in den Schreibwerkstätten entstandenen Texte. Die Gedichte und Geschichten vermitteln in schlichten Worten und aufrichtigen Bildern einen aussagekräftigen Einblick insbesondere in das Denken und Fühlen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund.

Nevfel Cumart (Hg.)  
Genniges Verlag – Edition Hübscher  
ISBN 978-3-924983-31-4





besonders oft bei der Ausländerbehörde gehörte zu meinem Alltag. In meiner Jugend habe ich, ohne zu übertreiben, all das gemacht, was eigentlich Aufgabe der Arbeiterwohlfahrt oder der Caritas gewesen wäre. Leider gab es sie dort damals nicht!

**M**ir ist wirklich nichts fremd, was an Problemen, Sorgen und Nöten im Leben von Menschen ausländischer Herkunft hier in Deutschland vorhanden ist. So geriet ich zusehends in die Rolle des Vermittlers und Übersetzers. Fast bin ich geneigt, „leider“ zu sagen. Denn es ging mir nicht immer gut dabei. Ich war kein ausgebildeter Diplom-Sozialpädagoge. So konnte ich keine emotionale Distanz wahren, machte mir die Probleme und Sorgen der Menschen zu eigen, fraß sie förmlich in mich hinein und hatte mit 18 Jahren ein Magengeschwür. Doch das ist eine andere Geschichte.

Zu den Problemen, mit denen meine Landsleute (und auch ich) konfrontiert waren, gehörten auch Ressentiments, Vorurteile und Diskriminierung in unterschiedlichen Facetten. Und da ich in meinen Gedichten und Erzählungen auch Erlebnisse und Erfahrungen aus meinem Leben thematisiere, finden sich auch diese Themen in meiner Literatur. Eigentlich will ich bei diesen Themen verdeutlichen, welche Diskriminierungen herrschen und wie es den Menschen, zum Beispiel auch mir, geht, die Ausgrenzung erfahren, darunter leiden oder gelitten haben. Bei meinen Veranstaltungen benutze ich meine eigenen Migrationserfahrung, um diese Aspekte des Lebens in der „deutschen Fremde“ zu veranschaulichen. Ich erzähle sehr viel aus meinem eigenen Leben und dem Erlebtem, auch von vielen Erlebnissen in der Siedlung in Stade. Das ist besser, als nur auf einer abstrakten, theoretischen Ebene vorzutragen. Ich mache das auch ohne erhobenen Zeigefinger, ohne Vorwurf oder Anklage. Wenn ich von mir und meinen Erlebnissen erzähle, dann erreiche ich die Menschen auch im Bauch und im Herzen, nicht nur im Kopf.

**I**ch bin kein Träumer und glaube auch nicht, dass man mit einigen Gedichten Diskriminierung und Vorurteile aus der Welt schaffen kann. Für mich sind die Gedichte und mit ihnen meine Lesungen und Schreibwerkstätten Teil meines Gesamtengagements, einer der vielen Wege, die ich beschreite. Es gibt auch noch Vorträge und Seminare, journalistische Arbeiten und Aufsätze. Eigentlich geht es mir mit all diesen Aktivitäten und Publikationen darum, für Toleranz und Verständigung über Kulturen und Nationalitäten hinweg zu werben. Dabei ist mein Ansatz ganz einfach: Ich möchte Informationen vermitteln, damit man sich ein Bild machen kann, ich möchte, dass man die „Ausländer“ als Menschen sieht und wahrnimmt und nicht als eine anonyme Masse, gegen die zum Teil auch aus Unkenntnis viele Ressentiments herrschen.

**V**eranstaltungen mit Jugendlichen, zumeist an Schulen, sind schon seit Beginn meiner literarischen Laufbahn ein fester Bestandteil meiner Arbeit. Als ich 19 Jahre alt war, wurde mein erster Gedichtband veröffentlicht. Kurz darauf luden mich auch Schulen zu Lesungen ein. So habe ich meine ersten Schulveranstaltungen absolviert, als ich selbst noch zur Schule ging. Und ich glaube an die Nachhaltigkeit des Schreibens und der Schreiberfahrung bei Jugendlichen. Die Erlebnisse und die literarischen Ergebnisse bei meinen Schreibwerkstätten an Schulen bestätigen die Erfahrungen, die ich seit Jahren mache: Bei gezielter Motivation und unter professioneller Anleitung werden erstaunliche kreative Potenziale in den Jugendlichen geweckt. Natürlich sehe ich mich in erster Linie als Schriftsteller und Dichter. Aber wenn ich in Schreibwerkstätten gehe, tritt das in den Hintergrund. In einer Werkstatt bin ich eher der Werkstattleiter, der Kulturpädagoge und Vermittler. Dabei sollen die Freude am kreativen Arbeiten und auch die Begegnung im gemeinsamen Arbeiten im Vordergrund stehen. Das Schreiben ist ein schöpferischer Akt und kann Jugendlichen schlicht Freude bereiten. Und wenn die Jugendlichen mit Migrationshintergrund auch Themen literarisch verarbeiten können, die sie bewegen, zum Beispiel Diskriminierung, Heimat, Fremde oder Identität, dann hat das eine doppelte Intensität. Es entstehen in den Schreibwerkstätten sehr schöne, emotionale und auch persönliche Texte, die die Jugendlichen von einer anderen Seite zeigen als man sie im Unterricht kennen lernen kann.

**I**ch schreibe gerne Gedichte, lieber als Prosa, und empfinde mich im Herzen auch in erster Linie als Dichter. Ein Aspekt ist natürlich, dass man mit Gedichten zum Teil sehr komplexe Sachverhalte kurz und bündig auf den Punkt bringen kann. Dadurch kann ich, was meine Lesungen vor Jugendlichen betrifft, natürlich auch eine intensive Wirkung erzielen. Ich spüre, bemerke und höre oft spontane Reaktionen an entsprechenden Stellen von Gedichten, die sich mit dem Leben von Migranten beschäftigen, noch während ich das jeweilige Gedicht vortrage. Für mich ist das ein Zeichen dafür, dass ich die Menschen in meiner Lesung erreicht habe.

*Nevfel Cumart im Juli 2009*

## Zur Person

Nevfel Cumart wurde 1964 in Lingenfeld geboren und wuchs in der norddeutschen Kleinstadt Stade auf. 1986 zog er nach Bamberg, um Turkologie, Arabistik und Islamwissenschaft zu studieren. Seit 1993 lebt der freiberufliche Schriftsteller, Übersetzer, Journalist und Referent in Stegaurach bei Bamberg. Bis heute veröffentlichte Cumart dreizehn Gedichtbände sowie eine Sammlung von Erzählungen. Für seine literarische Arbeit wurde er wiederholt ausgezeichnet, unter anderem mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG 2008. In Lesungen, Vorträgen und kreativen Schreibwerkstätten für Jugendliche thematisiert Cumart die Probleme von Ausländern in Deutschland und wirbt für ein besseres Verständnis der islamischen Kultur.



# CHINESEN IN BAYERN

Seit vier Jahrhunderten bestehen zwischen China und Bayern intensive Kontakte. Heute arbeitet man auf vielen Gebieten eng zusammen – in Handel und Wirtschaft, im Wissenschafts- und Techniktransfer, im Kulturaustausch und im Tourismus. Doch wie verständigen sich Chinesen und Deutsche? Lina Chen, Deutschdozentin an der Universität Eichstätt-Ingolstadt, analysiert Verhaltens- und Kommunikationsmuster, deren Kenntnis den interkulturellen Dialog erleichtert.

Wenn der deutsche Spruch „Durch Schaden wird man klug“ Recht behält, bin ich während des zehnjährigen Aufenthalts in Bayern x-mal klüger geworden. Mit dem Jahr 1995 fing die kulturelle Bildungsreise an. Ich war gerade ein paar Monate in Eichstätt, und eine Freundin lud mich zu sich nach Hause ein. Als ich zum Abendessen den bunt dekorierten Tisch mit Käse, Wurst, Brot und Salat sah, freute ich mich bereits auf das „exotische“ Hauptessen, da ja schon die deutsche Vorspeise so appetitlich aussah. Während des Essens lobte die Familie: „Kein Wunder, dass die Asiaten sehr schlank sind. Sie essen und trinken so wenig zu Abend! Das ist eine gute Essgewohnheit.“ Ich lachte insgeheim: „Das ist ja klar, dass ich für die Hauptspeise Platz im Magen halten muss. Aber wann kommt denn endlich die Hauptspeise? Wie lange dauert ein deutsches Essen eigentlich?“ Die Hoffnung auf den Hauptgang hielt mich zum Schein munter, da ich wegen des schwierigen Deutsch schon längst gedanklich weggetreten war. Als ich in das Wohnzimmer gebeten wurde, war ich plötzlich wieder hellwach: Echt?! War das wirklich das ganze Abendessen?! Zum Trinken habe ich auch fast nichts bekommen. Lassen Sie mich meine Überlegung erklären. Meine hungrige Nacht ist auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen. Zum einen geht es um abweichende Essgewohnheiten. Zu Abend essen die Deutschen gewöhnlich „Abendbrot“, also kalt; demgegenüber besteht ein chinesisches Abendessen gewöhnlich aus drei bis vier warmen Speisen und einer Suppe. Deshalb ist ein kaltes Essen für den warmen chinesischen Magen eigentlich keine richtige Mahlzeit. Zum anderen handelt es sich um unterschiedliche Verhaltens- und Kommunikationsmuster. Im Gegensatz zum deutschen Gastgeber nimmt ein chinesischer das Nein eines Gastes normalerweise nicht als solches wahr und schenkt einfach nach, denn ein Gast mit guten Manieren antwortet gewöhnlich aus Höflichkeit mit „Nein“ auf die Frage: „Möchten Sie was trinken?“ Darüber hinaus drücken die Chinesen ihre Gastfreundschaft oft durch das Essen aus: je üppiger das Essen nämlich ausfällt, desto mehr werden die Gäste verehrt. Deswegen überrascht eine sieben- oder achtgängige Mahlzeit bei einem Gastbesuch nicht. Vor dem Besuch bei dieser deutschen Familie war es mir durchaus bewusst, dass ich in einem deutschen Umfeld war und viele Sachen neu und fremd sein könnten. In der Tat aber habe ich unbewusst die deutsche Einladung auf chinesische Art interpretiert, das heißt die chinesische Konvention übertrug ich automatisch auf den deutschen Kontext.

Mit obigem Beispiel ist nicht gemeint, dass die deutsche Gastfreundschaft weniger warm als die der Chinesen ist, sondern sie ist einfach anders. In der Tat gefällt mir mittlerweile die deutsche Art besser, da sich die beiden Parteien gelassener geben und die Gäste sich einigermaßen „wie zu Hause fühlen“ können. Ein angemessenes Verhalten ist nur in der jeweiligen Kultur angemessen. Nie ist eine Kultur besser als die andere; jede hat ihre eigene Art. In Deutschland beispielsweise ist beim Essen das Rülpsen weniger akzeptabel als das Naseschnäuzen, während es sich bei den Chinesen gegenteilig verhält. Man erinnert sich an das deutsche Sprichwort „Andere Länder, andere Sitten“, wie auch an das chinesische 入境問俗 rù jìng wèn sú, welches bedeutet: Wenn man eine Grenze überschreitet, soll man nach den Gebräuchen fragen. Das Wort „fragen“ – wie es in dem genannten chinesischen Spruch vorkommt – ist besonders geeignet für die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Kulturen: Man kann sehr wohl auch im Anschluss an eine ungewohnte kulturelle Begebenheit nachfragen, zumal viele Tabus überhaupt nicht vorauszusehen sind. Zum Bei-

spiel kam ich nie auf die Idee, mich zu erkundigen, ob man den Deutschen vor dem Geburtstag viel Glück wünschen darf oder nicht, denn „logischerweise“ wünschen wir anderen vor einem Ereignis viel Glück; es macht verständlicherweise keinen Sinn, einem Sportler viel Glück zu wünschen, wenn das Spiel vorbei ist.

Seit insgesamt über zehn Jahren bin ich nun in Bayern. Ein ursprünglich fremdes Land ist mittlerweile meine zweite Heimat geworden. Selbst während meiner zwischenzeitlichen dreijährigen Lehrtätigkeit als Deutschdozentin in Taiwan habe ich Bayern nicht verlassen. Die Fotos, worauf Weißwürste, Schweinshaxe, Biergärten, Almabtrieb und mein Dirndl zu sehen sind, ließen nicht nur die Studenten große Augen machen, sondern brachten auch mich nach Bayern zurück. Ebenso fühlte ich mich wie auf bayerischem Boden, während ich Radler trank und meine Studenten auf dem alljährlichen „chinesischen“ Oktoberfest auf dem dortigen Campus schuhplattelten. Auf meinem ersten „echt bayerischen“ Oktoberfest auf der Wies'n hat die andere deutsche Mentalität mich verwundert, denn ich hatte gedacht, die Deutschen seien stets ernst und korrekt. Da jedoch sangen, jodelten, tanzten, schunkelten und tranken sie – einfach ausgelassen waren sie. „Bin ich in einem falschen Film oder in einem falschen Land?“, so mein anfängliches Erstaunen. Ab und zu frage ich mich selbst, warum ich so eine starke Bindung an Bayern habe. Wäre es anders, wenn ich Deutsch nicht gelernt hätte, oder wenn ich nicht diese Freundin, die zum Urlaub nach Taiwan zurückgekommen war, nach den deutschen Universitäten gefragt hätte? Wie auch immer, ich glaube, dass alles seinen Sinn hat. Keine Begegnung, kein Geschehen ist ein Zufall. Zwei Menschen können sich nur deshalb treffen, weil eine vorbestimmte Verbindung vorhanden ist. Für dieses Konzept gibt es im Chinesischen das Wort 緣 yuán, welches man auf Deutsch etwa mit „vorherbestimmtes Ergebnis“ umschreiben kann. Ich schätze das 緣 yuán mit Bayern sehr, im Hinblick auf die Vergangenheit – und die Zukunft.

## Lina Chen

hält sich seit 1995 in Bayern auf – mit einer dreijährigen Unterbrechung als Deutschdozentin in Taiwan. Zurzeit lehrt sie Chinesisch an der Universität Eichstätt-Ingolstadt. Für ihre Dissertation zum Thema „Bilder menschlicher Emotionen in deutschen und chinesischen Phrasemen“ wurde die Wissenschaftlerin 2007 mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG ausgezeichnet. In ihrer Doktorarbeit untersuchte Lina Chen deutsche und chinesische Redewendungen, mit denen Menschen ihre Emotionen beschreiben. Die in beiden Sprachen enthaltene Bilderwelt wird in der Arbeit ersichtlich – und damit der Zugang zur jeweiligen Sprache und Kultur erleichtert.



## Sechs Fragen an vier chinesische Studenten am 12. Juni 2009 in Eichstätt

1. Welche Vorstellung hatten Sie von Bayern, bevor Sie hierher kamen?
2. Entspricht das Leben und Studieren hier Ihren Erwartungen – was ist für Sie typisch bayerisch?
3. Worin bestehen Ihrer Ansicht nach entscheidende Unterschiede des Lebens in China und in Bayern?
4. Mögen Sie Schweinebraten, Leberkäs und Weißwürste? Und trinken Sie gern bayerisches Bier?
5. Wie klingt der bairische Dialekt in Ihren Ohren?
6. Was möchten Sie unbedingt noch erleben, solange Sie in Bayern sind?



### Zhaj, Zihong, 23 Jahre, aufgewachsen in Hongkong

*Von 2007 bis 2008 in Eichstätt, studiert heute Kunstgeschichte Ostasiens in Heidelberg, will promovieren und Wissenschaftler werden.*

Bevor ich nach Bayern kam, kannte ich schon den FC Bayern. Ich selbst bin kein Fußballfan, aber viele meiner Freunde in Hongkong sind FC-Bayern-Fans.

Ich hatte nur eine allgemeine Vorstellung von Deutschland, keine konkrete von Bayern. Als typisch bayerisch empfinde ich heute, dass das Land und die Menschen sehr katholisch sind. Und die schönen Landschaften hier, die sind für mich auch etwas typisch Bayerisches.

Die Luft ist hier viel sauberer als in Hongkong. Und das Leben ist viel ruhiger, ohne deshalb langweilig zu sein.

Bayerisches Essen finde ich ganz lecker, vor allem Schweinshaxe. Auch das Bier hier in Eichstätt schmeckt mir gut.

Bairisch klingt für meine Ohren sehr natürlich; allerdings verstehe ich nur wenige Worte, zum Beispiel: „Seawus“.

Ich möchte das Land Bayern besser kennen lernen, zum Beispiel würde ich gerne Bamberg einmal ausführlich besichtigen; auch das Schloss Neuschwanstein und die Museen in München will ich unbedingt besuchen.

### Ma, Li, 35 Jahre, aufgewachsen in Xian

*Seit 1999 in Eichstätt, studierte Musikwissenschaften, Theologie und Deutsch als Fremdsprache; arbeitet zurzeit an ihrer Dissertation und hat einen Lehrauftrag. Ihr Ziel ist eine wissenschaftliche Tätigkeit an der Universität.*

Ich hatte eigentlich keine Vorstellung von Bayern, bevor ich hierher kam. Ich kannte nur BMW, München, Neuschwanstein. Ich bin nach Eichstätt gegangen, weil ich unbedingt Theologie studieren wollte. Als ich hier ankam, war ich zunächst sehr schockiert – alles war so fremdartig; zum Beispiel die Sprache, die ich überhaupt nicht verstanden habe, aber auch das bayerische Essen. Der Lebensstil in Bayern ist geruhsamer als in China: Natur, Geschichte und Tradition spielen hier eine große Rolle. Es gibt viele Kirchen und andere schöne historische Gebäude, die das Bild der Städte prägen. In China ist das Leben viel hektischer – nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Land. In Bayern isst man sehr viel Fleisch, Wurst, Käse. In China isst man viel mehr Gemüse; frische Lebensmittel kann man dort jeden Tag auf dem Markt kaufen. Das vermisse ich hier ein bisschen. Aber ich mag bayerisches Essen und ich koche auch gerne bayerische Gerichte.

Ich finde den bairischen Dialekt „schee“, er klingt in meinen Ohren weich und angenehm. Ich verstehe das Oberbairische mittlerweile recht gut und ich kann auch einige bairische Wörter aussprechen, zum Beispiel: „Pfiadi“ und „Seawus“.

Ich kann mir vorstellen, dass ich vielleicht noch einmal einen bayerischen Tanz lernen möchte. Denn ich besuche gerne Volksfeste, wenn ich dazu Zeit habe.





### Gao, Jiani, 25 Jahre, aufgewachsen in Tieling

*Seit 2008 in Eichstätt, studiert Deutsch als Fremdsprache im Master-Studiengang, will Lehrerin werden.*

Ich habe in China Germanistik studiert und ein Jahr als Austauschstudentin in Rostock gelebt. Über Bayern wusste ich eigentlich nur, dass es ein großes und reiches Bundesland in Deutschland ist. Typisch bayerisch, das sind für mich: Bier, Wurst, das Oktoberfest.

Ich hatte eigentlich keine konkreten Vorstellungen von dem, was mich hier erwarten würde. Zu Anfang fand ich Eichstätt ein bisschen klein, aber jetzt gefällt es mir hier sehr gut. Ich habe an der Universität sehr viel Kontakt mit anderen Studenten. Und unsere Professoren kümmern sich sehr intensiv um uns. Ich finde die Menschen in Bayern freundlicher als die in Norddeutschland, und die Landschaft finde ich hier auch schöner.

Das Studiensystem in China ist ganz anders. Es gibt dort hauptsächlich Vorlesungen; wir hören den Professoren zu und schreiben mit. Hier in Eichstätt müssen wir viel selbstständiger arbeiten, Referate vorbereiten und Projekte bearbeiten, auch in der Gruppe. Ich glaube, das ist sehr wichtig für die Ausbildung als Lehrer.

Ich mag bayerisches Essen, zum Beispiel Schweinshaxe. Bier trinke ich nicht so viel.

Ich verstehe den bairischen Dialekt nicht gut; er klingt für mich sehr hart. Ein typischer Ausdruck, den ich kenne, ist „Seawus“. Das kann man zur Begrüßung und zum Abschied sagen.

Ich würde ganz gern einmal ein Dirndl anziehen, aber ich finde keines, das mir passt. Ich bin dafür einfach zu klein.

### Liu, Yang, 26 Jahre, aufgewachsen in Tai Yuan

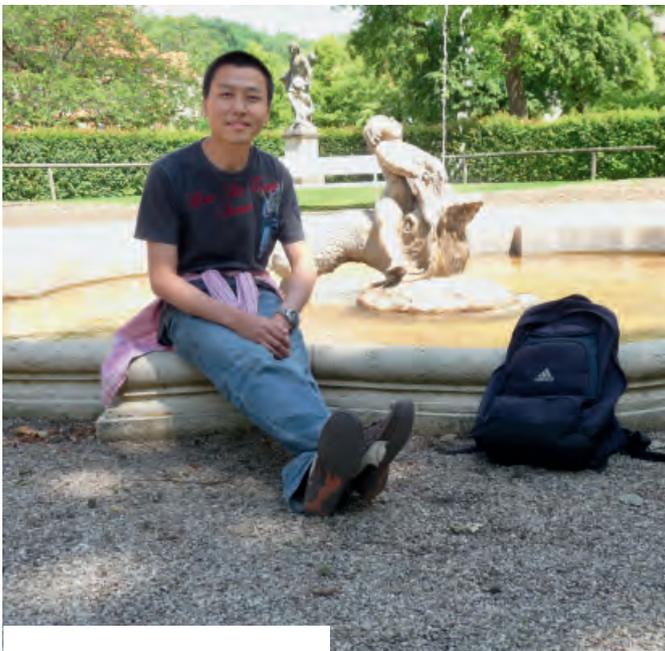
*Seit 2007 in Eichstätt, studiert Internationale Beziehungen im Master-Studiengang, will später einmal in einem Unternehmen arbeiten.*

Bayern, das waren für mich: Oktoberfest, Hofbräuhaus und Lederkleidung, Paulaner und Weißwurst. Auch heute noch halte ich diese Dinge für typisch bayerisch.

Es gab schon eine Art Kulturschock, aber der war nicht so groß. Zu Anfang hatte ich natürlich Schwierigkeiten mit dem bairischen Dialekt. Zum Beispiel „Grüß Gott“. Was heißt das? Keine Ahnung. Über Eichstätt wusste ich nur, dass es sich um eine kleine Stadt mit einer katholischen Universität handelt. Heute kann ich sagen, dass mir das Leben und das Studieren hier gut gefallen.

Für mich sind die Unterschiede zwischen beiden Ländern nicht so groß. Der Rhythmus des Lebens ist in China allerdings viel schneller; man hat nicht so viel Muße wie hier in Bayern. In China gibt es auch nicht so viele Feiertage.

Ja, bayerisches Essen schmeckte mir von Anfang an. Zum Glück, denn es gibt hier ja nicht viele Alternativen. Bairisch klingt für mich hart und kompliziert. Ausdrücke, die ich kenne, sind „Griasgood“, „Seawus“, „Oans, Zwoa“. Ich bin ein Fan des Dirigenten Carlos Kleiber, der ja viel mit Musikern der Bayerischen Staatsoper in München gearbeitet hat. Deshalb möchte ich unbedingt einmal eine Operaufführung in der Bayerischen Staatsoper sehen und hören.





*„Leit, hoit's z'samm" ist das Motto der Musikgruppe „Haindling", mit dem sie ihre Fans seit Jahrzehnten in Bayern und seit neuestem auch in China begeistert.*



# SCHEE

Weltmusik  
aus Bayern: Die  
Gruppe „Haindling“  
kommt mit ihren Auftrit-  
ten in China blendend an.  
Hans-Jürgen Buchner  
schildert seine Ein-  
drücke.



## 叶尔波利



*Die Gruppe „Haindling“ reiste mit einer halben Tonne Blasinstrumente und vier Fichtenstämmen nach Guangzhou und Shenyang.*

Vor vielen Jahren hat Hans-Jürgen Buchner einmal das Lied „Peking – Haindling“ getextet und komponiert. Haindling – so heißt ein Ortsteil im bayerischen Dorf Geiselhöring, in dem Buchner seit langem lebt. Und so lautet auch der Künstlername des Musikers, der mit seiner Band seit über 25 Jahren in Bayern Kultstatus genießt. „Haindling“ steht für einen ganz eigenen Sound: für Weltmusik, in der sich Elemente der heimischen Volksmusik mit exotischen Einflüssen mischen, und für originelle Liedtexte in bairischer Mundart, die ebenso schlicht wie hintergründig erscheinen. Sprachwitz und Wortspiele geben den Liedern ihre Würze; Instrumente aus aller Welt, mit denen der Künstler gern experimentiert, lassen seine eingängigen Melodien immer wieder neu und interessant klingen.

Im oben zitierten Lied öffnet sich „Haindling“ nicht allein durch die simple Buchstabenfolge „-ing“ zum Fernen Osten: „Das Ganze klingt am Anfang chinesisch, mit geblasenen Trompetenmundstücken“, sagt Buchner. „Das ist halt so ein Spaß gewesen mit den Mundstücken in der chinesischen Tonfolge; anschließend kommt dann eher ein europäischer Klang. Deshalb habe ich das Stück Peking-Haindling genannt. Dass ich einmal beruflich nach China kommen würde, habe ich damals nicht gedacht.“ Doch wie das Schicksal so spielt: Seit dem vergangenen Jahr ist der Musiker mit seiner Band als „Kulturbotschafter Bayerns“ nun tatsächlich in China unterwegs. Im Rahmen der vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland initiierten Veranstaltungsreihe „Deutschland und China – Gemeinsam in Bewegung“ hat die Gruppe „Haindling“ bereits mehrere Open-Air-Konzerte vor Tausenden von Zuhörern gegeben – 2008 in Guangzhou

und 2009 in Shenyang. Zur Expo, die im kommenden Jahr in Shanghai eröffnet wird, will die Band erneut nach China reisen. Für „Bayerns Beste“ beschreibt Hans-Jürgen Buchner im Folgenden, wie er und seine Band bisher als „Kulturbotschafter Bayerns“ im Fernen Osten angekommen sind.

Es macht großen Spaß, Konzerte in China zu geben. Die Chinesen sind ja fröhliche Menschen, und die Reaktion der Zuhörer bei unseren Auftritten war bombastisch. Eine Dolmetscherin auf der Bühne hat unsere Texte und Ansagen übersetzt. Wenn man zu den chinesischen Zuhörern sagt: „Jetzt singen wir einen langen Ton A“, dann sind sie sofort leidenschaftlich dabei. Dieses „A“ hat übrigens fast genauso geklungen wie bei unseren Konzerten in Deutschland. Ich muss sagen: Das „A“ klingt weltweit gleich, das ist vielleicht so eine kleine Verständigungssilbe. Wenn wir „Bayern des samma mia“ spielen, üben wir zuerst einmal mit den Zuhörern, dass die „Jawoi“ schreien, das gehört schließlich zu dem Lied dazu. Das machen die Chinesen mit Begeisterung. China wird bekanntlich recht straff regiert und die Bevölkerung ist es gewohnt, sich anständig und brav zu verhalten. Ich glaube, dass die Menschen dort einfach froh sind, wenn sie einmal aus sich herausgehen und ein bisschen mitsingen können. Natürlich verstehen die meisten Chinesen die Texte unserer Lieder und ihren Hintersinn nicht: „Bayern des samma mia“ ist für sie wahrscheinlich einfach ein lustiges Musikstück. Ich habe mir sagen lassen, dass das Publikum in China wenig angetan ist, wenn eine deutsche Musikgruppe so ein amerikanisch klingendes Allerwelts-Popgesäusel spielt. Der Klang



Unter dem Titel „Deutschland und China – Gemeinsam in Bewegung“ tourt seit 2007 eine vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland initiierte Veranstaltungsreihe durch verschiedene chinesische Regionalmetropolen. Sie widmet sich schwerpunktmäßig dem Thema „Nachhaltige Urbanisierung“. Das künstlerische Begleitprogramm wird gleichermaßen von chinesischen und deutschen Musikern und Artisten gestaltet.  
www.deutschland-und-china.com



der bayerischen Sprache und unsere Musik werden in China offenbar als etwas Neues, Angenehmes empfunden. Wir spielen immer sehr viele Instrumente, deshalb sind unsere Auftritte nie langweilig. Man weiß ja, dass die Chinesen gern Blasinstrumente hören, da können wir sie natürlich gut bedienen. Nach den Konzerten sind die Menschen zu uns gekommen und wollten Autogramme haben – da ist man sich wirklich wie ein internationaler Star vorgekommen, der entsprechend gewürdigt wird.

**D**ie Menschen in den chinesischen Regionalmetropolen, in denen wir als „Kulturbotschafter“ unterwegs waren, wissen häufig gar nicht, wo Bayern überhaupt liegt. Sie haben auch keine Klischees über unser Land im Kopf und rechnen beim Auftritt einer Musikgruppe daher nicht zwangsläufig mit einer Trachtenkapelle. In Amerika und in England denken die Menschen vielleicht gleich an Lederhosen, Brezen und Weißwürste; in China ist das nicht so. Vor und nach unseren Konzerten in Guangzhou hat eine Schuhplattler-Truppe getanzt; da habe ich mit meiner Videokamera die Gesichter der Menschen gefilmt, die den Tänzern teilweise hoch erstaunt zugeschaut haben. Es war ganz offensichtlich, dass die Chinesen so etwas zum ersten Mal in ihrem Leben vorgeführt bekamen. Bei unserer Nummer „Hau-ruck“ haben wir die Truppe gebeten, auf der Bühne zu platteln – dieser Auftritt ist vom Publikum natürlich mit großem Jubel goutiert worden. „Haindling“ – das ist keine spezifisch bayerische Musik, sondern Weltmusik aus Bayern. Vielleicht mache ich noch etwas Chinesisches für unseren Auftritt bei der Weltausstellung in Shanghai im kommenden Jahr:

Es wäre schon lustig, wenn wir ein chinesisches Lied auf chinesisch singen und den Mittelteil mit bayerischen Instrumenten spielen würden. Vom Klanglichen her würde mich das schon sehr reizen. Wenn man in meiner Musik „a dickes Packer! Romantik“ entdeckt, habe ich dagegen nichts einzuwenden. In vielen meiner Lieder klingt ja die Sehnsucht nach einer lebenswerten Welt an, nach einer Welt ohne Kriege, in der die Menschen zusammenhalten und sich verstehen, weil für jeden Platz ist. Solange die Menschen sich nicht verstehen, leben wir eigentlich noch in der Steinzeit.

### Hans-Jürgen Buchner

wurde 1944 in Bernau bei Berlin geboren und wuchs im niederbayerischen Welchenberg bei Bogen auf. Schon als Jugendlicher war es Buchners größter Wunsch, Musiker zu werden. Gleichwohl absolvierte er nach dem Schulabgang zunächst eine Keramiker-Lehre. Bereits mit 21 Jahren war er Töpfermeister; 1978 erhielt er den Bayerischen Staatspreis für Keramik. 1982 begann mit der Veröffentlichung des ersten Plattenalbums Buchners Karriere als Musiker. In den folgenden Jahren hatte Buchner nicht nur mit zahlreichen Haindling-Liedern, sondern auch mit seinen Kompositionen für Fernsehfilme großen Erfolg. 2005 erhielt er den Bayerischen Verdienstorden sowie den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG. Die jüngst veröffentlichte CD von Haindling hat den Titel „Ein Schaf denkt nach“.

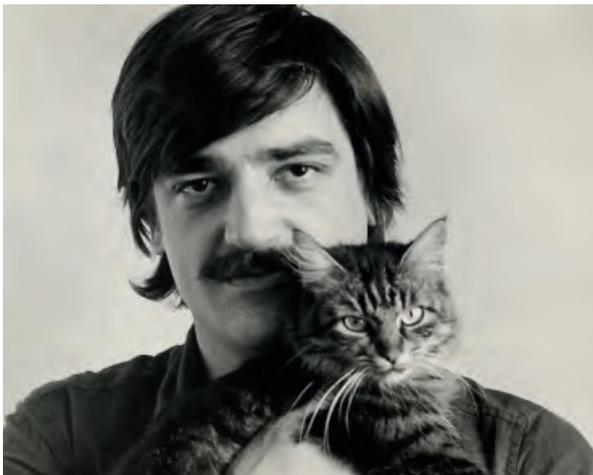


„Roadmovies zur Entdeckung der Langsamkeit“ nennt Franz Xaver Gernstl gern seine Filme: „Wir schlendern halt so durch das Land, und wir drehen, was wir finden.“

„WIR SCHLEICHEN  
UNS INS LEBEN“

**J**a Gernstl, Servus, was machst' denn da; hock di her!" Wenn Franz Xaver Gernstl eine bayerische Bauernwirtschaft betritt, wird er gern mal von wildfremden Leuten begrüßt wie ein guter Kumpel. Man kennt und mag ihn halt, so wie seine beiden Begleiter, den Kameramann Hans Peter Fischer und den Tonmann Stefan Ravasz. Der VW-Bus ist zum Markenzeichen des kleinen Filmteams geworden: „1983 haben wir uns einen grünen Bus gekauft, später einen roten, dann einen blauen und dann wieder einen roten.“ Seit über 25 Jahren sind sie nun unterwegs, meist in der Provinz – immer auf der Suche nach dem „normalen Leben“ jenseits des banalen Alltags. Wo die drei auftauchen, fühlen sich die „Heimgesuchten“ eher geschmeichelt als belästigt. Ohne zu kumpelhafter Verbrüderung zu neigen, kommt Gernstl mit den meisten Menschen leicht ins Gespräch; auch dann, wenn letzteres in Bild und Ton aufgenommen wird: „Als Fernsehteam gockeln wir uns nicht auf, wir sind total abgespeckt. Wir kommen daher wie drei so alte Deppen, die durchs Land fahren.“ Diese Performance kann man allerdings auch anders beschreiben: Da reisen drei gut aussehende, seriöse und höfliche Repräsentanten der Generation 50 plus durchs Land, drei alte Freunde, die sich ganz offensichtlich den Lausbuben-Charme und die Abenteuerlust aus den frühen 80er-Jahren bewahrt haben; jener Zeit, als sie – jung, langhaarig und schnaubbärtig – laut eigenen Angaben vor allem „den besten Weibern, dem besten Bier und den besten Bratwürsten“ auf der Spur waren.

**I**hre Mission einst und jetzt: filmische Reiseberichte über Deutschlands Regionen abseits der touristischen Trampelpfade zu produzieren und so das Interesse des Fernsehpublikums für interessante Menschen, denen man dort begegnen kann, zu wecken. Gernstl und seine beiden Begleiter sind stets auf der Suche nach „guten Typen“ - Nonkonformisten, Weltverbesserern und Lebenskünstlern ebenso wie „ganz normalen“ Leuten, die mit sich und ihrem Leben etwas anfangen können. Gernstl findet gern Menschen, die eine Geschichte zu erzählen haben, die man weitererzählen mag – Begegnungen mit liebenswürdigen Originalen und skurrilen Querdenkern. Den kernigen Bayer zum Beispiel, der sich eine anmutige, schöne Frauenfigur namens „Eva“ geschnitzt hat, weil „sie so schön hinstehen“ konnte. Oder die Reisejournalistin, die raus aus dem engen Inntal wollte, nach Kanada, Jamaika und New York reiste und dann ernüchert feststellte, dass „man in der Fremde überall ein



Stück von seinem Herzen lässt.“ Mit liebenswürdiger Neugier bringt Gernstl seine Gesprächspartner zum Reden, ohne ihnen dabei zu nahe zu treten. So entstehen sensible Porträts von Zeitgenossen, die ganz ohne Pathos ein Stück ihrer Lebenserfahrung und -philosophie preisgeben. Die Leichtigkeit des Gesprächsstils gehört ebenso wie die ruhige, unaufdringliche Art der Kameraführung zu den Erfolgsgeheimnissen von Gernstls Dokumentarfilmen. Seit vielen Jahren sind diese beim Fernsehpublikum des Bayerischen Rundfunks sehr beliebt; Preise wie der Adolf-Grimme-Preis 1992 und 2000, der Bayerischen Fernsehpreis 2001 und der Kulturpreis Bayern 2007 bestätigen ihre außerordentliche Qualität.

**A**lles begann im Jahr 1983: Franz Xaver Gernstl hatte eine Lehre zum Bankkaufmann gemacht, sein Studium der Sozialpädagogik abgeschlossen und ein mehrmonatiges Volontariat beim Bayerischen Rundfunk absolviert. Als sich die Möglichkeit abzeichnete, eine vierteilige Dokumentarfilm-Serie fürs Fernsehen zu drehen, erkannte Gernstl seine Chance. Aus seinem Lieblingsprojekt „einfach loszufahren und zu drehen, was mir unterkommt“ entwickelte er die Idee zu einer Reise vom Allgäu bis zur Ostsee, immer am 10. Längengrad entlang – und erhielt tatsächlich den Auftrag. Die Strecke mit allen Stationen und Interview-Partnern hatte er bereits sorgfältig vorbereitet, bevor er mit seinem Freund, dem Kameramann HP Fischer, losfuhr, erinnert sich Gernstl. „Doch nach der ersten Drehwoche hatte ich zum Glück einen sehr lichten Moment. In Ulm haben wir das Filmmaterial angesehen und uns gesagt: ‚Das war’s nicht.‘ Denn wir waren im Begriff, Reportagen im Allerweltsstil zu fabrizieren. Da haben wir wieder von vorn angefangen, und dann kam der Fischer auch erst auf die Idee, mich vor die Kamera zu schubsen: ‚Wenn Du sowieso schon immer die Fragen stellst und wir das normale Leben abbilden wollen, dann stell’ Dich halt vor die Kamera.‘ Von diesem Zeitpunkt an ging’s dann.“ Ohne Vorankündigung aufzutauchen, einen Menschen ganz unaufdringlich in ein Gespräch zu verwickeln und sich – wenn es glückt – vorsichtig „ins Leben zu schleichen“, dieses Annäherungsprinzip, bei dem auch der Zufall mitspielen darf, haben Gernstl, Fischer und Ravasz im Laufe der Jahre zur Meisterschaft entwickelt. „Bevor wir zu unseren Touren aufbrechen, schicke ich einen Mitarbeiter los, der sich – sozusagen als verdeckter Ermittler – erkundigt, wo man interessante Menschen findet; den Metzger, der ganz besondere Rosen züchtet zum Beispiel. Ansonsten bereite ich mich auf die Gespräche nicht vor. Ich gehe also so ahnungslos wie ein normaler Fernsehzuschauer zu dem Rosenzüchter hin und rede mit ihm über die Dinge, mit denen er sich beschäftigt.“

**Ü**ber technische Details der Bild- und Tonaufzeichnung muss sich das eingespielte Team nicht mehr eigens verständigen. „Meine Reisegefährten erledigen ihren Job sehr unauffällig. Da unterbricht keiner ein Gespräch, weil ein Vogel pfeift oder ein Laster vorbeifährt. Wir sind auch nicht mit der Stoppuhr unterwegs. Wenn es eine kleine Sprechpause gibt, weiß der Kameramann automatisch, dass er zu mir herüberschwenken muss, weil ich eine neue Frage stellen will. Man lässt den Gesprächspartner ausreden und fängt dann halt sauber mit einer neuen Frage an, damit man das Material schneiden kann. Wir sammeln ja sehr viel Material; das Weglassen beginnt dann beim Schneiden. Und der Fischer hat auch das Talent, mit der Kamera im rechten Moment einmal wegzuschauen; zum Beispiel dann, wenn jemand etwas Trauriges erzählt und dabei ein wenig um Fassung ringt.“ Weil die Ge-



Franz Xaver Gernstl, sein Kameramann Hans Peter Fischer und Tonmann Stefan Ravasz unterwegs: „Wir gockeln uns halt nicht auf.“

sprächspartner merken, dass Gernstl keine Statements abfragen, sondern ihnen zuhören will und dabei auch Pausen erträgt, geben sie häufig erstaunlich offen über sich und ihr Leben Auskunft.

**D**er Film „Gernstls Reisen – Auf der Suche nach dem Glück“ wurde zum Kino-Überraschungserfolg des Jahres 2006. Das Roadmovie dokumentiert 23 Jahre Reportagetätigkeit – mit einer Auswahl kurioser und anrührender Begegnungen, die Gernstl und seine beiden Begleiter auf ihren vielen Reisen durch Deutschland gefilmt haben. Das Spektrum der Gesprächspartner reicht von der Hippiefamilie über den Jugendtrainer eines Boxclubs und den Wüschelrutengänger bis zum Unfallchirurgen, der sich in seiner Freizeit einem alternativen Tierprojekt widmet. Sind es besonders die Aussteiger aus dem bürgerlichen Alltag, für die sich das Filmteam interessiert? „Ich würde eher von Einsteigern sprechen“, sagt Gernstl. „Es sind Menschen, die erkannt haben, was ihnen wichtig ist. Mir geht es um Leute, die ihr Leben im Griff haben, weil sie Dinge tun, die sie mögen. Wenn einer eine Leidenschaft für irgendetwas hat – für seinen Beruf, für sein Hobby oder für einen anderen Menschen – dann ist er interessant.“ Gernstl geht es in seinen Gesprächen nur vordergründig darum, etwas über originale Berufe und Hobbys zu lernen; vor allen Dingen möchte er im Gespräch ein „Stückchen Lebensphilosophie“ dingfest machen. Auch und gerade Menschen, die ein einfaches, zurückgezogenes Leben führen, können für Gernstl gute Gesprächspartner sein, etwa der

„Bauer, der auf einem Bankerl hockt“ oder die „Oma, mit der ich mich über ihre Katze unterhalte“. In Erinnerung geblieben sind ihm „die Typen, die ihr Leben in die Hand genommen haben“, sagt Gernstl, „egal, wie sie leben – diese Menschen haben mich schon interessiert, bevor ich angefangen habe, Filme zu machen, und sie interessieren mich immer noch. Deshalb mag ich meinen Beruf, deshalb bin ich gern auf der Straße, und deshalb werde ich kribbelig, wenn ich länger als fünf Wochen zu Hause hocke.“

**T**he never ending tour: Gleichgültig, ob sich die Reise-Route an einem Längen- oder Breitengrad, am Verlauf der Grenze zu den Nachbarländern oder einer Bundesstraße orientiert – das eigentliche Movens von Gernstls Reportagetätigkeit ist das nie erlahmende Interesse an Menschen, die nicht den fehlenden oder verpassten Chancen zu einem besseren Leben nachtrauern, sondern ihren eigenen Alltag bewusst gestalten und damit zufrieden sind. „Auf der Suche nach dem Glück“ – diesen Titel würde er heute allerdings nicht mehr für seinen Kinofilm wählen: „Das Nachdenken über das Glück ist ja mittlerweile große Mode. In jeder Buchhandlung kann man unzählige Glücksbücher kaufen. Da werden Glücksvorstellungen beschrieben, die ich inzwischen überhaupt nicht mehr teile. Glück ist ja ein Zustand, der nie lange anhält. Buddha hat schon gesagt: Leben ist Leiden. Das Leben ist doch rundum nie so, wie man es gern hätte. Mindestens die Hälfte davon ist so, wie man es nicht mag. Ich übe inzwischen, mich mit dem Un-

*„Ich mag Vorurteile. Ich finde es sehr praktisch, wenn man gleich schon mal weiß, wie sie sind, die Niederbayern, Oberpfälzer und die Franken. Aber der eigentliche Spaß bei so einer Reise sind die Momente, in denen man enttäuscht wird, in denen Vorurteile sich als falsch erweisen.“*

glück anzufreunden.“ In dieser Lebenseinstellung sei ihm, so Gernstl, der bayerische Menschenschlag ein wenig näher als etwa der norddeutsche. „Der bayerische Mensch ist halt ein bisschen cooler. Er plant nicht alles so streng durch, versucht nicht, das Leben so hinzubiegen, wie er's gern hätte – was eh nicht klappt, sondern nimmt die Dinge mehr so, wie sie kommen.“

**K**lischees über regionale und landsmannschaftliche Besonderheiten hält Gernstl für einen dankbaren Gesprächsstoff: „Ich mag Vorurteile. Ich finde es sehr praktisch, wenn man gleich schon mal weiß, wie sie sind, die Niederbayern, Oberpfälzer und die Franken.“ Im kommenden Jahr will er eine Serie über die bayerischen Regierungsbezirke drehen. „Da werden wir sicher nichts definitiv klären, aber wir haben ein Thema, über das wir mit den Leuten reden können.“ Die Franken – „das sind so Quasseltypen“. Die Oberpfälzer – „brauchen lange, bis sie das Maul aufmachen“. Die Niederbayern – „die sind etwas eigene und eigentlich recht bescheidene Menschen“. Und die Oberbayern? „Eine selbstgefällige Angeberbande!“ Über solche Charakterisierungen lässt sich unterhaltsam streiten. Denn selbstverständlich kann man in ganz Bayern sowohl unangenehme, engstirnige Zeitgenossen als auch aufgeweckte und sympathische Menschen treffen. „Und der eigentliche Spaß so einer Reise sind ja die Momente, in denen man enttäuscht wird, in denen Vorurteile sich als falsch erweisen. Deshalb macht man ja eine Reise, um etwas zu erfahren, was man noch nicht gewusst hat, um Menschen kennen zu lernen, die anders sind.“ In den vergangenen 25 Jahren, sagt Gernstl, habe sich Bayern durchaus zum Positiven verändert. „Ich habe den Eindruck, dass dieses Land mittlerweile ein bisschen lockerer geworden ist. Wenn man sich früher als langhaariger Mensch in ein Bierzelt gehockt hat, hat man

schon häufiger einmal eins auf die Mütze bekommen. Heute ist das Anderssein allgemein viel stärker akzeptiert, auch im hintersten Niederbayern, dort vielleicht inzwischen sogar noch stärker als in der Stadt.“ Positiv, so Gernstl, sei es auch, dass die Menschen auf dem Lande nicht mehr ausschließlich in ihrer regional geprägten Mundart reden würden. „Das gilt eigentlich für alle Regionen Deutschlands. Mittlerweile sprechen die Menschen überall ein gut verständliches Deutsch. Natürlich kann man es schade finden, dass sich das mundartliche Sprechen reduziert und alles so glatt wird. Wenn allerdings Leute auf ihrem Dialekt beharren, den ein Fremder überhaupt nicht versteht, finde ich das nicht so lustig. Ich mag es, wenn man sich mit den Menschen verständigen kann.“

**I**n Formulierungen wie diesen deutet sich an, dass Gernstl nicht nur auf eine intelligente Art unterhalten will, sondern mit seinen Filmen durchaus auch ein aufklärerisches Anliegen verbindet. Die Reportagen machen den Zuschauern Mut, das eigene Leben bewusst zu gestalten, und sie wecken Verständnis für die Vielfalt menschlicher Lebensstile: „Asoziale Typen, die dumpfes Zeug daherplappern, mag ich nicht filmen. So einen richtigen Kotzbrocken zeigen wir allenfalls, wenn man ihn lustig vorführen kann. Ich suche mir schon eher elegante Menschen aus, Menschen, die uns sympathisch sind und die unsere Freunde sein könnten. Vieles blenden wir aus beim Drehen. Die Filme tun zwar so, als wären sie ein Abbild der durchschnittlichen Realität, das sind sie aber nicht. Man kann nicht sagen: So ist Deutschland. Was wir zeigen, ist ein schöner Teil von Deutschland. Die Reportagen sind ein Abbild der Realität, wie wir sie gern hätten.“

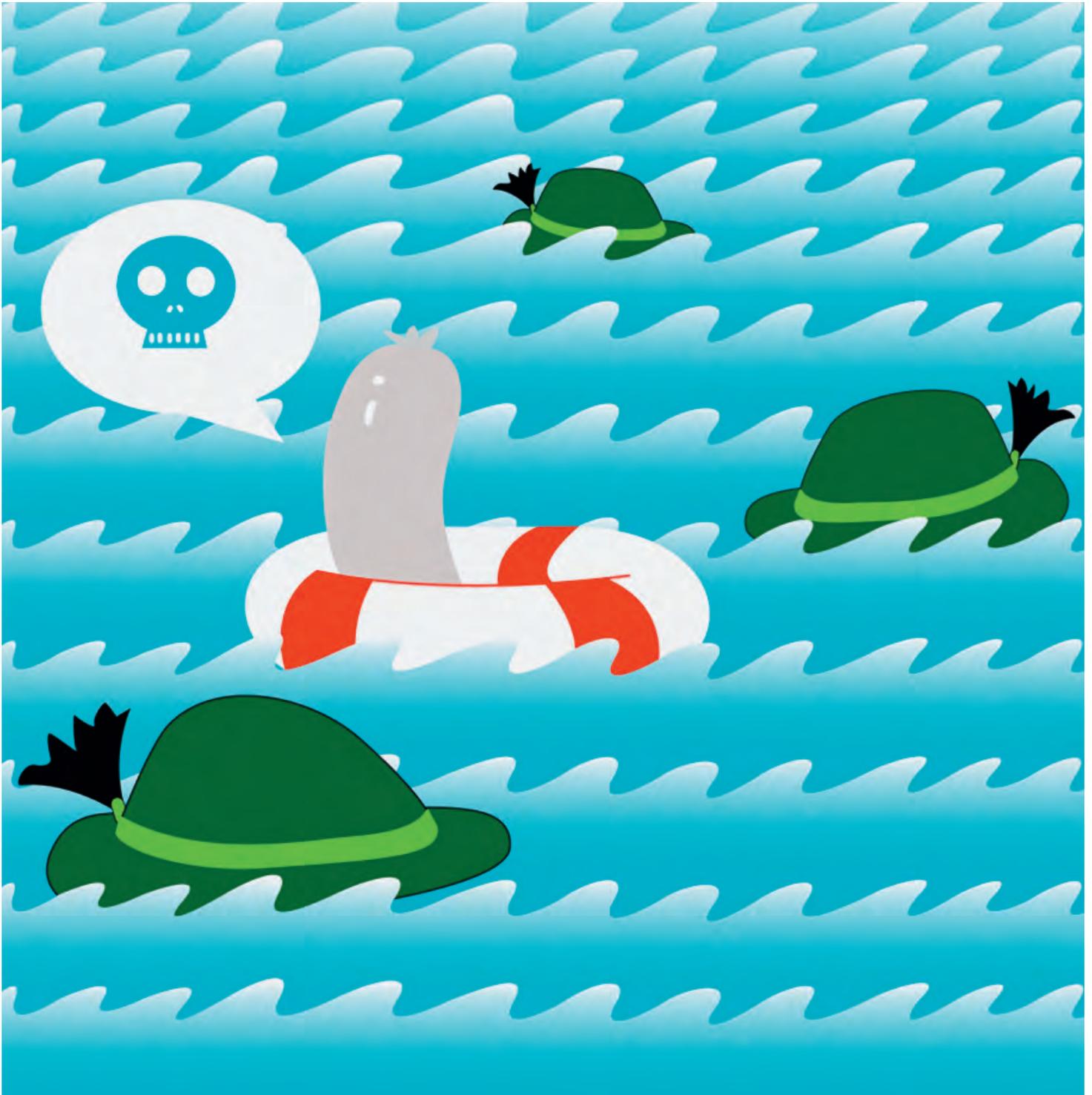
## Franz Xaver Gernstl

wurde 1951 in Jenbach bei Bad Feilnbach geboren. Er absolvierte eine Lehre als Bankkaufmann, studierte Sozialpädagogik und arbeitete anschließend beim Bayerischen Rundfunk im Kinderprogramm. 1983 drehte er seine ersten Reportagen. Gernstl entwickelte einen persönlich geprägten Interviewstil, der seine Reiseberichte aus der deutschen Provinz beim Fernsehpublikum zunehmend beliebt machte. Zusammen mit Fidelis Mager ist Gernstl Gesellschafter und Geschäftsführer einer Produktionsfirma in Unterföhring. Die megaherz GmbH produzierte in den vergangenen zwei Jahrzehnten viele Reportagen, Filme und Shows fürs Fernsehen. Zahlreiche Produktionen wurden mit Preisen ausgezeichnet, so zum Beispiel auch die seit 2002 sehr erfolgreiche Reportagereihe für Kinder „Willi will's wissen“. Im Herbst soll der Film „Gernstls Deutschlandreise“ ins Kino kommen.

[www.megaherz.org](http://www.megaherz.org)

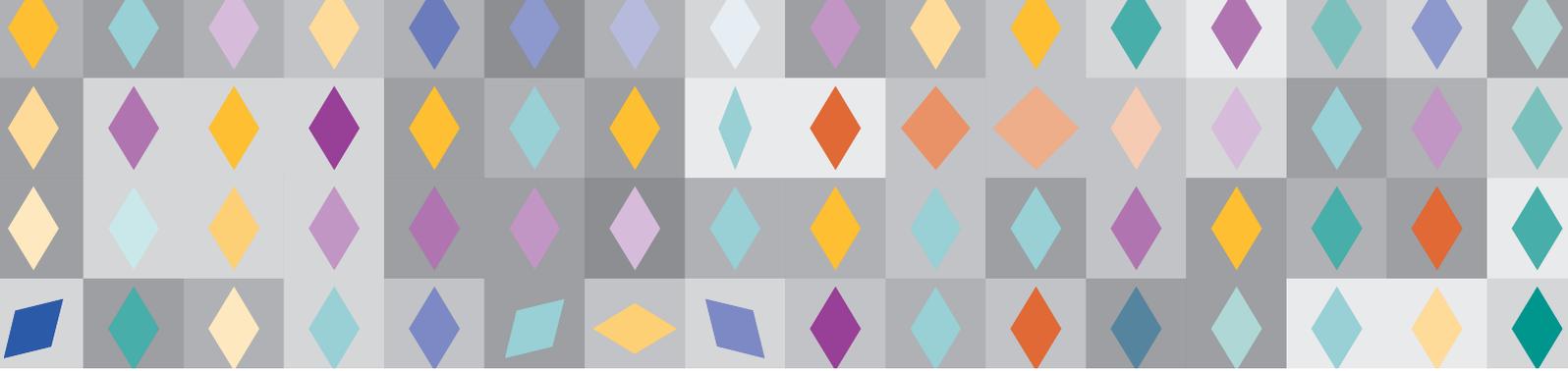


Franz Xaver Gernstl mit Isabelle, Gospelsängerin aus Kamerun (Foto oben): „Wir zeigen am liebsten Menschen, die wir auch mögen.“



### Wan Xiang, 25 – eine Chinesin sieht Bayern

Wan Xiang kam vor drei Jahren an die Akademie der Bildenden Künste nach Nürnberg. Zuvor absolvierte sie in China ein vierjähriges Grafik-Design-Studium in WuXi im Südosten Chinas. „An der Akademie hier gefällt mir besonders die Lage im Wald. Es gibt kaum eine Uni mit solch toller Umgebung“, schwärmt sie. Mit einer Freundin hat sie einen Dokumentationsfilm über ausländische Studenten in Bayern gedreht. „Wenn wir in vielleicht zehn Jahren wieder nach China zurückkommen, haben wir eine schöne Erinnerung“, sagt sie, „und ich glaube auch, dass viele Leute in Deutschland gar nicht so genau wissen, was wir Chinesen hier machen und wie wir leben – das ist so interessant, eine ganz andere Kultur, die wollten wir vermitteln.“ Für „Bayerns Beste“ gestaltete sie die Illustrationen auf den Seiten 2 und 63.



*Edition*

# 02

[www.eon-bayern.com](http://www.eon-bayern.com)

[www.stmwfk.bayern.de/aviso](http://www.stmwfk.bayern.de/aviso)

